Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung über
das Gesammt-Gebiet
teutscher Prosa und Dichtkunst

von

L. M. Eisenschmid.

Vierter Band. Zweites Heft.

Polymnia,

oder

theoretisch-praktische Sammlung

über

das Gesammt-Gebiet

teutscher Prosa und Dichtkunst

in

systematischer Ordnung

entworfen

von

L. M. Eisenschmid,

Professor.

I. Abtheilung.

Das Gebiet der Prosa.

Vierter Band. Zweites Heft.

Bamberg und Aschaffenburg,

bei Joh. Cas. Dresch,

1828.

3) Soll man spielend lernen?

Es ist wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verführen kann. Wenn einer das Laufen lernen soll: so läßt man ihn in schweren Schuhen und im gepflügten Lande laufen, dagegen aber sollen Kinder, woraus man große Männer ziehen will, alles spielend fassen. Es wird ihnen alles so süß und so leicht gemacht, sie durchfliegen den Kreis aller Wissenschaften, oder die so beliebt gewordenen Encyklopädien, so früh und so kühn, man bewundert die Wissenschaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen führen, so ausnehmend, daß man denken sollte, der römische Redner, welcher seine Brust erst lange Jahre unter einer bleiernen Platte arbeiten ließ, um sie hernach mit desto mehrerer Macht heben zu können, sey ein großer Narr gewesen, und hätte besser gethan, die Wissenschaft in einem Kalender zu studiren. Aber was kommt bei diesem unserm spielenden Lernen heraus? Süßes Gewäsche, leichte Phantasien, und ein leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles sieht so hungrig aus, wie die heiße Liebe eines verlebten Greises. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleicht einem Kaufmanne, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne

irgend ein Kapital oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrath von Produkten zu haben.

Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der, so viel es ohne Nachtheil seiner Leibs- und Seelenkräfte geschehen kann, von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße, und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrenget worden. In dem Augenblick, da er anfängt, sich zu zeigen, hat er einen ganzen Vorrath von nützlichen Wahrheiten in seiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine zweite Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andre, und die Masse derselben wuchert in seiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die schönen Wissenschaften machen bei ihm ihr Glück, wie Maler und Bildhauer bei einem reichen Bauherrn, der alles, was zu dem prächtigen Gebäude erfordert wird, selbst besitzt und reichlich bezahlen kann; anstatt daß diese verschönerten Künste jenem jungen Herrn, weiter zu nichts dienen, als Puppen zu schnitzen.

Einen solchen Reichthum von Wahrheiten und Kenntnissen wird man aber nie spielend, und auf die Art erlangen, wie viele Kinder jetzt erzogen werden. Die Vorsicht hat den Menschen nichts ohne große Arbeit zugedacht, und wenn das Kind auch hundertmal weint, und mit Strafen zum Lernen und zu Fertigkeiten gezwungen werden muß, so sind dieses wohlthätige Strafen, und die Thränen wird er seinen Lehrern einst verdanken.

Woher kommt aber eigentlich dieses Verderben? Von dem Ton unsrer Zeiten, nach welchem der Lehrer sich entweder einen groben Pedanten schelten, oder mit dem Kinde säuberlich verfahren muß. Da ist kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht diesen Ton führet, und den Lehrer, der endlich auch die Kunst zu schmeicheln lernt, führt seinen Untergebenen spielend zu der Geschicklichkeit von allen Dingen witzig zu sprechen, und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen; er läßt ihn auf einem gewächsten Boden tanzen, und bekümmert sich nicht darum, ob er dereinst auf einem tiefen Steinpflaster den Hals brechen werde?

Möser.

4) Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange.

Ihre Klage, liebster Freund! daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten vollkommen genug thun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig erfundene Wahrheit andern vortragen wollen, mag leicht gegründet seyn; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unsrer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlet oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich

damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen, und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle: so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken: so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen, und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. Diesemnach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortragen geschickt fühle, alles was mir darüber beifällt, aufs Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn

mich mein Gegenstand von neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht, und die Seele von ihrer ersten Last entlediget habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus, und gewinnet neue Aussichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt, und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung und höret nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fang ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen, und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellet seyn will, von selbst entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann: so lege ich mein Papier bei Seite, und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer

Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen: so fang ich allmählig an, alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was nicht dazu paßt, wegzustreichen, und jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt aber, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Kolorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehro mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr mißlich sey, und fienge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrik bewunderte die Clairon, als Frankreichs größte Aktrice, aber er fand es doch klein, daß sie jeden Grad der Raserei, worauf sie als

Medea steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte:" so würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, daß Sie dabei fühlen sollten. Garrik disponirte seine Rolle nie zum Voraus, er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihrer augenblicklichen Empfindung zu bedienen. Und das muß ein jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Koloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es blos durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur, und viele übung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das mehrste hängt jedoch hiebei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind: so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schreiben, Ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine überlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie alles hergiebt, was sie hergeben kann. Viele, sehr viele haben eine Menge von Eindrücken, sie

mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele, andere halten die Liebe zum Gegenstande, für mächtiger, oder den Durst zu Entdeckungen: jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nichts mehr giebt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut: so kann man so ziemlich sicher seyn, daß er weiter vorgedrungen sey, als irgend ein andrer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, ihre Seele sey faul, sie wolle nicht alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Gluth gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andre Art ewig nicht thun wird; sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. Aber auch für die Liebe giebt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist.

Möser.

5) Lebe der Natur getreu!

Das Wesen der Wesen, welches unsichtbar unsern Augen und unbegreiflich unserm Verstande, uns sein Daseyn nur durch Wohlthaten zu empfinden gibt, bedarf unser nicht, und fordert keine andere Erkenntlichkeit von uns, als daß wir uns glücklich machen lassen.

Die Natur, die zu unsrer allgemeinen Mutter und Pflegerin von Ihm bestellt ist, flößet uns mit den ersten Empfindungen auch die Triebe ein, von deren Mäßigung und übereinstimmung unsre Glückseligkeit abhängt.

Sie will, daß ihr eures Daseyns froh werdet. Freude ist der letzte Wunsch aller empfindenden Wesen: sie ist dem Menschen, was Luft und Sonnenschein den Pflanzen ist. Durch süßes Lächeln kündigt sie die erste Entwicklung der Menschheit im Säugling an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unsers Wesens. Liebe und gegenseitiges Wohlwollen sind ihre reichsten und lautersten Quellen: Unschuld des Herzens und der Sitten das sanfte Ufer, in welchem sie dahin fließen.

Die Natur hat alle eure Sinne, hat jedes Fäserchen des wundervollen Gewebes eures Wesens, hat euer Gehirn und euer Herz zu Werkzeugen des Vergnügens gemacht. Konnte sie

euch vernehmlicher sagen, wozu sie euch geschaffen hat?

Wär' es möglich gewesen, euch des Vergnügens fähig zu machen, ohne daß ihr auch des Schmerzens fähig seyn mußtet, so — würde es geschehen seyn. Aber so viel möglich war, hat sie dem Schmerz den Zugang zu euch verschlossen. So lang ihr ihren Gesetzen folget, wird er eure Wonne selten unterbrechen; noch mehr, er wird euer Gefühl für jedes Vergnügen schärfen, und dadurch zu einer Wohlthat werden; er wird in eurem Leben seyn, was der Schatten in einer schönen sonnigen Landschaft, was die Dissonanz in einer Symfonie, was das Salz an euern Speisen ist.

Alles Gute löset sich in Vergnügen auf, alles Böse in Schmerz. Aber der höchste Schmerz ist das Gefühl, sich selbst unglücklich gemacht zu haben, — und die höchste Lust, das heitere Zurücksehen in ein wohl gebrauchtes, von keiner Reue beflecktes Leben.

Niemals möge das Ungeheuer geboren werden, das eine Freude darin findet, andre leiden zu sehen, oder unfähig ist, sich ihrer Freude zu erfreuen! Nein, ein so unnatürliches Mißgeschöpf kann nicht zum Vorschein kommen, wo Unschuld und Liebe sich vereinigen, den Geist der Wonne über alles, was athmet, auszugießen. Freuet euch, meine Kinder, eures Da=

seyns, euerer Menschheit; genießet, so viel möglich, jeden Augenblick eures Lebens: aber vergesset nie, daß ohne Mäßigung auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzens, durch übermaß die reinste Wollust zu einem Gifte wird, das den Keim eures künftigen Vergnügens zernaget. Mäßigung und freiwillige Enthaltung ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen überdruß und Erschlaffung. Der Weise versagt sich zuweilen ein gegenwärtiges Vergnügen, nicht weil er ein Feind der Freude ist, oder aus alberner Furcht vor irgend einem gehässigen Dämon, der darüber zürnte, wenn sich die Menschen freuen; sondern um durch seine Enthaltung sich auf die Zukunft zu einem desto vollkommnern Genusse des Vergnügens aufzusparen.

Höret mich, ihr Kinder der Natur! Höret ihr unveränderliches Gesetz! Ohne Arbeit ist keine Gesundheit der Seele noch des Leibes, ohne diese keine Glückseligkeit möglich. Die Natur will, daß ihr die Mittel zur Erhaltung und Versüßung eures Daseyns als Früchte einer mäßigen Arbeit aus ihrem Schooße ziehen sollet. Nichts als eine nach dem Grade eurer Kräfte angenommene Arbeit wird euch die nothwendige Bedingung alles Vergnügens, die Gesundheit, erhalten.

Ein kranker oder kränkelnder Mensch ist in jeder Betrachtung ein unglückliches Geschöpf. Alle Kräfte seines Wesens leiden dadurch; ihr natür-

liches Verhältniß und Gleichgewicht wird gestört, ihre Lebhaftigkeit geschwächt, ihre Richtung verändert. Seine Sinne stellen ihm verfälschte Abdrücke der Gegenstände dar; das Licht seines Geistes wird trübe; und sein Urtheil von dem Werthe der Dinge verhält sich zum Urtheil eines Gesunden, wie Sonnenschein zum düstern Schein der sterbenden Lampe in einer Todtengruft.

Von dem Augenblick an, — und o! möchte dann, wann er kommt, die Sonne auf ewig für euch verlöschen! — von dem Augenblick an; da Unmäßigkeit oder erkünstelte Wollüste die Samen schleichender und schmerzvoller Krankheiten in euern Adern verbreitet haben werden, verlieren die Gesetze der Natur ihre Kraft, euch glücklich zu machen, und die Göttinnen der Freude werden sich in Furien für euch verwandeln.

Gewöhnet euer Auge an die Schönheit der Natur; und aus ihren mannichfaltig schönen Formen, ihren reichen Zusammensetzungen, ihrer reizenden Farbengebung, füllet eure Fantasie mit Ideen des Schönen an. Bemühet euch, allen Werken eurer Hände und eueres Geistes den Stempel der Natur, Einfalt und ungezwungene Zierlichkeit, einzudrücken. Alles, was euch in euren Wohnungen umgiebt, stelle euch ihre Schönheiten vor, und erinnern euch, daß ihr ihre Kinder seyd.

Alle andere Werke der Natur scheinen nur spielende Versuche und Vorübungen, wodurch sie sich

zur Bildung ihres Meisterstückes, des Menschen, vorbereitet. In ihm allein scheint sie alles, was sie diesseits des Himmels vermag, vereiniget, an ihm allein mit Wärme und verliebt in ihr eignes Werk gearbeitet zu haben. Aber sie hat es in unserer Gewalt gelassen, es zu vollenden, oder zu verderben. „Warum that sie das?“ Ich weiß nichts davon; aber nach dem, was Sie gethan hatte, müssen wir das bestimmen, was wir zu thun haben. Jede harmonische Bewegung unsers Körpers, jede sanfte Empfindung der Freude, der Liebe, der zärtlichen Sympathie, verschönert uns; jede allzuheftige oder unordentliche Bewegung, jede ungestüme Leidenschaft, jede neidische und übelthätige Gesinnung verzerrt unsere Gesichtszüge, vergiftet unsern Blick, würdiget die schöne menschliche Gestalt zur sichtbaren Ähnlichkeit mit irgend einer Art von Vieh herab. So lange Güte des Herzens und Fröhlichkeit die Seele eurer Bewegungen bleiben, werdet ihr die schönsten unter den Menschenkindern seyn.

Das Ohr ist, nach dem Auge der vollkommenste unsrer Sinne. Gewöhnet es an kunstlose, aber seelenvolle Melodien, aus welchen schöne Gefühle athmen, die das Herz in sanfte Bebungen setzen, oder die einschlummernde Seele in süße Träume wiegen. Freude, Liebe und Unschuld stimmen den Menschen in Harmonie mit sich selbst, mit allen guten Menschen, mit der ganzen Natur.

So lange euch diese beseelen, wird jede eurer Bewegungen, der gewöhnliche Ton eurer Stimme, eure Sprache selbst wird Musik seyn.

„Meine Kinder, die leichte Kunst, eure Glückseligkeit ins Unendliche zu vermehren; das einzige Geheimniß, sie so nah als möglich der Wonne der Götter, und wenn es erlaubt wäre, so kühn zu denken, der Wonne des Urhebers der Natur selbst zu nähern!

Erstrecket euer Wohlwollen auf die ganze Natur; liebet alles, was ihr allgemeinstes Geschenk, das Daseyn, mit euch theilet!

Liebet einen jeden, in welchem ihr die ehrwürdigen Kennzeichen der Menschheit erblicket, sollten es auch nur ihre Ruinen seyn.

Freuet euch mit jedem, der sich freuet; wischet die Thränen der Reue von den Wangen der bestraften Thorheit, und küsset aus den Augen der Unschuld die Thränen des Mitleidens mit sich selbst.

Vervielfachet euer Wesen, indem ihr euch gewöhnet, in jedem Menschen das Bild eurer eigenen Natur, und in jedem guten Menschen ein andres Selbst zu lieben.

Schmecket, so oft ihr könnt, das reine göttliche Vergnügen, andere glücklicher zu machen; — und du, Unglückseliger, dem von diesem bloßen Gedanken das Herz nicht zu wallen anfängt, fliehe, fliehe auf ewig aus den Wohnungen der Kinder der Natur!"

Wieland.

6) Vorschriften zur Erhaltung der Augen.

Vor allen Dingen lerne man auch bei dem besten Gesicht sich nie für ganz sicher zu halten, und ja bei gesunden Augen zuweilen an kranke zu gedenken, und durch behutsamen Gebrauch wenigstens Kraft für sie aufzusparen, wenn sie dereinst alt werden. Man bemühe sich daher, so viel als möglich bei allen Verrichtungen ein gleichförmiges Licht zu erhalten, da wenigstens, wo es leicht angeht, und wir von uns abhängen. Man schreibe oder lese nie, wenn man es haben kann, in der Lage, daß ein helles Fenster gerade gegenüber so steht, daß jedesmal das Licht in das aufgeschlagene Fenster fällt, sondern lasse das Licht von der Seite einfallen. In Fällen, wo keine solche Abänderung statt findet, als bei Kanzeln, suche man mit Vorhängen oder sonst auf eine Weise dem Schaden vorzubeugen. Auch ergiebt sich hieraus die Stellung der Betten. Das freie Tageslicht, und noch viel weniger das volle oder reflektirte Sonnenlicht sollte nie die Augen des Schlafenden treffen können; denn selbst, wenn es, ihm unbewußt, während des Schlafes auf die Augenlieder fällt, so kann dieses, zumal, wenn er bereits schwache Augen hat, den ganzen Tag über die größten Beschwerden verursachen. Hierauf hat man besonders auf Reisen zu sehen, und wenn

man des Abends spät ankömmt, die Lage der Fenster und die Beschaffenheit der Bettvorhänge zu untersuchen, damit man nicht auf eine unangenehme Weise des Morgens vom Tage oder gar von der Sonne überfallen werde. Im Wagen, wo die hellen Fenster sehr stark gegen das übrige abstechen, ist ein doppelter und dreifach zusammen genähter, grüner Flor für empfindliche Augen das beste Hülfsmittel, denn die Läden hemmen den Umlauf der reinen Luft, und die feinsten Vorhänge die Aussicht, die, zumal auf entfernte Gegenstände, dem Auge in vieler Rücksicht so wohlthätig ist. Einfache Flöre, dergleichen die Damen tragen, um dadurch zu sehen, und gesehen zu werden, sind zu dünne, und wenn sie geblümt sind, noch eher schädlich. Aus dieser ersten Regel überall nach gleichförmigem Lichte zu trachten, ergibt sich auch die Beschaffenheit der Schirme. Man gibt dem schwachen Auge gern einen Schutz von oben, dieses ist sehr recht gethan; aber man bedenkt nicht, daß dadurch die untere Hälfte des Auges, in welche das Licht von oben fällt, ganz in Schatten gesetzt, die obere Hälfte aber beständig durch das in dasselbe fallende Licht gereizt wird. Dies ist keinem Auge gut. überhaupt erfordert alle Erleichterung, die man dem Auge durch Dunkelheit verschafft, viele Vorsicht. Alle am Tage selbst mit grünen Vorhängen erkünstelte Verdunkelung kann schädlich werden, theils weil sie nie so vollständig erhalten werden kann, daß nicht hier und da et-

was durchschimmere, theils weil man, wenn man nicht ganz müßig oder unfähig ist sich zu bewegen, unmöglich lange darin aushalten wird. Die natürliche Dämmerung ist die beste, und man sollte den Genuß derselben dem ermüdeten Auge nicht mißgönnen, zumal da sie außerdem der Überlegung so sehr günstig ist. Schreiben oder lesen muß man in der Dämmerung nie. Es ist ein Verfahren, das, den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, thöricht ist. Der schnöde Gewinn an Öl und Zeit geht tausendfach durch das Leiden und den Unmuth hin, den man sich durch schwache Augen zuzieht. Es ist überhaupt ein sehr großer, wiewohl sehr gemeiner Irrthum, zu glauben, ein schwaches Licht sey den Augen günstig. Dem unbeschäftigten Auge wohl, das nicht sehen will, allein dem sehen wollenden ist es schlechtweg schädlich, und ein starkes zuträglich. Was man gemeiniglich schädliches im starken Lichte zu finden glaubt, ist nicht sowohl dieses, als der Mangel an gleichförmiger Verbreitung desselben im Auge. Man kann am Tage ohne die mindeste Beschwerde Stunden lang in den Mond sehen, selbst wenn er hoch über dem Horizont steht, bei der Nacht geht dies nicht an, ja man hat Beispiele, daß Astronomen, die ihn des Nachts durch Ferngläser lange unverrückt und ohne gefärbte Gläser betrachtet haben, um ihr Auge gekommen sind. Also, wenn es doch einmal bei Licht gelesen oder geschrieben seyn soll, so ist es immer besser, zwei oder drei Lichter zu

gebrauchen, als ein einziges, nur muß die Flamme selbst mit so wenigem Aufwand von Schatten verdeckt werden, als es die Umstände verstatten. Die kleinen Taschenschirme aus Taffet sind die bequemsten und besten, deren Mangel man auch ebenfalls mit einer Karte ersetzt, die man vermittelst einer Haarnadel befestiget. Die Lampen mit Schirmen, die das ganze Zimmer verfinstern, bis auf die Stelle, da man lieset, müssen bei fortgesetztem Gebrauch nothwendig das beste Gesicht durch eben diese ungleiche Vertheilung des Lichts schwächen. Schade, daß die vortreffliche Lampe des Argand, die sonst in aller andern Rücksicht eine der schönsten Erfindungen ist, auch diesen Fehler hat. Daß Schirme, die man über den Kopf stürzt, das Licht im Auge ebenfalls ungleichförmig vertheilen, ist schon oben erinnert worden. —

Der zweite Hauptrath ist: Man muß den Augen nie mehr anmuthen, als sie vertragen können, und die Art und die Zeit der Beschäftigungen so viel möglich, nach dem Zustande der Augen wählen. Man muß also, so viel als möglich, alle lange anhaltende Anstrengung der Augen vermeiden, und in den Beschäftigungen abwechseln. Wer sich vorlesen lassen und diktiren kann, kann sich freilich große Erleichterung verschaffen, und allen anstrengenden Gebrauch der Augen bloß auf den Tag versparen, mit sehr großem Gewinn für dieselben.

Dritter Rath: Man beschäftige seine Augen in freien Stunden, so viel als möglich in freier

Luft und im Sehen in die Ferne, man wähle seine Vergnügungen in dieser Rücksicht.

Zum Trost bei anhaltender Augenschwäche dient die Bemerkung, daß sie sich selten mit völliger Blindheit endigt, zumal wenn man sich der erwähnten Vorsicht bedient, und man lasse sich daher nicht gleich durch Okulisten schrecken. Es gibt unter ihnen sehr seltsame Menschen, die prachtvolle Windigkeit ohne Geschicklichkeit besitzen. —

Ehe ich nun zu den Hülfsmitteln schreite, die das Gesicht von Gläsern hoffen kann, und der dabei nöthigen Vorsicht, so schreibe ich Herrn Adams, einem erfahrnen, vorsichtigen Manne ein äußeres Mittel nach, das allemal ohne Schaden, und oft mit Vortheil grbraucht worden ist, wo sich eine Schwäche der Augen früher als man vom Alter des Patienten erwarten sollte, einstellt, und wovon auch sonst keine in die Augen fallende Ursache vorhanden ist. Zu einem halben Quartier Branntwein thut man zwei Unzen Rosmarinblätter in eine schwarze Flasche, und schüttelt alles drei Tage hinter einander etliche Mal des Tages durcheinander, läßt es drei Tage stehen, und seiht es alsdann durch. Von dem Klaren dieses Aufgusses mischt man sodann einen Theelöfel voll warmen Wassers, und wäscht damit beim Schlafengehen die Augen so, daß man die Augenlieder jedes Mal in eine solche Bewegung setzt, daß dabei etwas von dem Aufguß zwischen das Augenlied und den Augapfel kömmt. Nach und nach kann man im-

mer weniger Wasser nehmen, bis man endlich mit gleichen Theilen von jedem beschließt. —

Allein aller Mühe und Vorsicht ungeachtet, wird oft das Auge schwächer so wie die Stärke der körperlichen Hülle zu sinken anfängt, oder leidet wenigstens Veränderungen, die eine Beihülfe nöthig machen. Doch ist dieses nicht immer eine nothwendige Folge des Alters, ob es gleich eine sehr gewöhnliche ist. Ist es nun einmal nicht anders, stellen sich die Folgen des Alters beim Gesicht ein, so affektire man nicht lange eine Kraft, die einem nicht mehr natürlich ist. Durch Affektation von Kraft in gewissen Jahren geht nicht selten auch noch der Theil derselben verloren, den man noch hat, ohne daß man sonst etwas dabei gewönne. Daher sind auch die geraden offenherzigen Leute, die nicht um ein Haar stärker oder jünger oder gesunder seyn wollen, als sie sind, diejenigen, welche am längsten aushalten. So empfängt auch hier die Tugend ihren Lohn durch sich selbst. — Man kann überzeugt seyn, daß dieser Fehler der Augen eintreten werde, oder bereits eingetreten sey, wenn man 1) genöthigt ist, um kleine Gegenstände deutlich zu sehen, sie in einer beträchtlichen Entfernung vom Auge zu halten. 2) Wenn man des Abends mehr Licht nöthig hat als sonst, und z. B. um deutlich zu sehen die Kerze zwischen den Gegenstand und das Auge bringen muß. Ein in aller Rücksicht äußerst schädliches Verfahren, wenn damit angehalten wird. 3) Wenn

ein naher Gegenstand, den man mit Aufmerksamkeit betrachten will, sich zu verwirren und wie mit einem Nebel zu überziehen anfängt. 4) Wenn die Buchstaben beim Lesen zuweilen in einander zu fließen und doppelt und dreifach zu seyn scheinen. 5) Wenn die Augen nach einer mäßigen Anstrengung gleich so sehr ermüden, daß man genöthigt ist zur Erholung auf andere Gegenstände zu sehen. Bemerkt man einen oder mehrere von diesen Umständen, so ist es Zeit, sich nach Gläsern umzusehen, die alsdann gut gewählt, den Augen zur mehrern Erhaltung, ja zur Heilung dienen können, die sonst durch unnütze Anstrengung deutlich zu sehen, noch mehr verdorben werden würden. In diesem Verstande können die Brillen wirklich Conservirgläser werden. Man muß aber ja nicht glauben, wie sehr gewöhnlich geschieht, daß es Gläser gebe, die ein völlig gesundes Gesicht zu konserviren dienen. Brillen sind Krücken, und Conservirkrücken für gesunde Beine gibt es nicht und braucht man nicht. Je eher man dazu thut, desto besser. Jeder Aufschub verschlimmert die Sache. Man sey bei der Wahl, zumal der ersten Brillen, sehr auf seiner Hut, und wende sich an erfahrne Leute. Man wähle keine starken Vergrößerer, sondern nur solche, durch welche man mit Leichtigkeit in eben der Entfernung lesen kann, in welcher man sonst mit Bequemlichkeit ohne Brillen zu lesen pflegte. Wird freilich das Auge noch flacher, so muß man stärkere Vergrößerer suchen, aber sich

immer hüten, nicht plötzlich zu weit zu gehen. Eine gute Probe, daß man zu weit gegangen und seine Brillen zu stark gewählt habe, ist, wenn man das Buch näher ans Auge bringen muß, als sonst Personen von gesunden Augen zu thun pflegen, nämlich näher als neun bis acht Zolle. Zuweilen ereignet es sich, daß Personen, die am Tage gut und bequem durch die Brille lesen können, bei Licht aber nicht, wenigstens nicht ohne beschwerliche Anstrengung; diese werden wohl thun, wenn sie sich eine etwas mehr vergrößernde anschaffen, die sie nur bei Licht gebrauchen. Man hüte sich vor den sogenannten Brillen mit Bedeckungen oder Blendungen, deren Gläser von geringer Apertur mit sehr breiten schwarzen Ringen, gewöhnlich aus Horn eingefaßt sind. Eben so unnütz und schädlich, wiewohl nicht in ganz so hohem Grade, sind die grünen Brillen. Sie geben allen Farben, das Weiße und Grüne ausgenommen, ein unangenehmes und schmieriges Ansehen, und werden sie abgenommen, welches der Fernsichtige bei fernen Gegenständen thut, so erhalten die Gegenstände ein blendendes, anfangs sogar röthliches, Ansehen, welches den Augen schadet. Auch in dieser Erfindung also ist mehr guter Wille als Verstand. Die Furcht und Schaam alt zu scheinen haben das Auge zu bewaffnen gesucht ohne die Nase zur Waffenträgerin zu machen, und die sogenannten Lesegläser erfunden, die man in der Hand hält. Die Absicht dieser Gläser soll seyn,

sich bei der Fernsichtigkeit des Alters noch ein Ansehen von Jugend zu geben; dann soll die Würde des Gesichts nicht so sehr darunter leiden, und endlich auch die Nase nicht gemißbraucht werden, und den guten Ton nicht verlieren. Der erste Vortheil ist gewiß sehr gesucht, und würde wegfallen, sobald man dergleichen Gläser nur bei Alten sähe. Was den zweiten Vortheil betrifft, so ist zwar nicht zu leugnen, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern, die meisten Handlungen, worin sich entweder die Nase von selbst mischt, oder in welche sie mit Gewalt gezogen wird, sobald sie nicht mit zu den Geruchsgeschäften gehören, ein etwas lächerliches Ansehen gewinnen. Dahin gehört z. B. das Tragen großer Warzen darauf, die gar für die Nase nicht gehören; das Umschlagen von Blättern in Büchern, das Auffangen und Pariren von Schlägen, denen sie nicht gewachsen ist, oder wenn sie sich gar zum Zügel oder zur Handhabe gebrauchen läßt, ihren Besitzer daran herum zu führen. Allein nichts, was die Nase zu Unterstützung der Augen thut, hat sie je lächerlich gemacht, wegen der bekannten Verwandtschaft, die zwischen beiden Statt findet. Es ist nemlich bekannt, daß beide schon in der frühesten Jugend gemeiniglich zugleich weinen, ja daß selbst im Alter die Augen noch übergehen, wenn die Nase gereizt wird, und daß sie nicht selten zu gleicher Zeit roth werden. Den guten Ton wird sie ebenfalls nicht verlieren, wenn die Dienstfertige

nicht zu sehr geklemmt wird, und etwas Unterstützung durch Bügel an den Schläfen erhält, und, was hier wohl bemerkt zu werden verdient, so hat es Leute gegeben, die diese im Dienst veränderte Sprache für schön gehalten haben, zumal wann sie sich nicht sowohl dem näselnden Clarinettenton, als vielmehr der vornehmen, halb erstickten Schnupftabaksssprache nähert, die das m fast wie b ausspricht. Doch genug mit dieser Art zu widerlegen und von solchen Argumenten. — Die Lesegläser sind schädlich und unnütz, 1) weil sie ihrer Natur nach nicht festgehalten werden können, und also folglich das Auge immer andere Stellungen erfordert und auch annimmt, wodurch es ermüdet und geschwächt wird, daher solche Personen öfters sich genöthigt sehen, zu Brillen überzugehen, wenn es fast zu spät ist. 2) Weil das von ihrer Oberfläche zurückgeworfene Licht bei mancher Gelegenheit stark blendet und verwirrt, und dadurch das übel vermehrt; und 3) weil sie beim Schreiben und vielen andern Verrichtungen nicht zu gebrauchen sind.

Personen, die in ihren besten Jahren kurzsichtig gewesen sind, bedürfen im Alter der Brillen selten oder gar nicht, weil ihr Auge zu viel Convexität hatte, die sich nun verliert, aber nicht immer zu dem Grade, daß sie konvexer Brillen bedürften. Die Menge rechnet ihnen dieses zur Glückseligkeit, daß sie im späten Alter ohne Brille lesen können, das heißt, nicht nöthig haben einen halben Gul-

den für ein paar Gläser hinzugeben, dafür sie denn die ganze übrige Lebenszeit für die Schönheit der Natur im Großen blind waren, und nie den entzückenden Anblick einer schönen Gegend genossen haben. — Die Kurzsichtigen müssen sich bei der Wahl ihrer Brillen eben der Vorsicht bedienen, deren wir oben Erwähnung gethan haben, nämlich ihre Gläser nicht gleich allzu hohl wählen, und würden wohl thun, sich bei Zeiten der Brillen von solcher Confavität zu bedienen, die ihnen verstattet, das Buch acht bis zehn Zoll vom Auge zu halten, anstatt es dem bloßen Auge immer näher zu bringen, und dadurch den Fehler immer mehr zu verschlimmern.

Noch muß ich denjenigen zum Trost erinnern, die von den kleinen schwarzen vor den Augen zu schweben scheinenden Flecken geschreckt werden, welche die Franzosen mouches volantes nennen, daß sie wenig zu bedeuten haben.

Außer den oben erwähnten Ursachen von Augenschwächen gibt es freilich auch noch andere, deren Hebung für den Arzt allein gehört. Aber diese Schwäche entstehe, woher sie wolle, so wird allemal die oben erwähnte Ökonomie beim Geschäfte des Sehens nöthig seyn, und jede Verabsäumung derselben die Sache verschlimmern.

Lichtenberg.

7) Ein Traum.

Mir war, als schwebte ich, weit über der Erde, einem verklärten Alten gegenüber, dessen Ansehen mich mit etwas viel höherem als bloßem Respekt erfüllte. So oft ich meine Augen gegen ihn aufschlug, durchdrang mich ein unwiderstehliches Gefühl von Andacht und Vertrauen, und ich war eben im Begriff mich vor ihm nieder zu werfen, als er mich mit einer Stimme von unbeschreiblicher Sanftmuth anredete. Du liebst die Untersuchung der Natur, sagte er, hier sollst du etwas sehen, das dir nützlich seyn kann. Indem er dieses sagte, überreichte er mir eine bläulich grüne und hier und da ins graue spielende Kugel, die er zwischen dem Zeigefinger und Daumen hielt. Sie schien mir etwa einen Zoll im Durchmesser zu haben. Nimm dieses Mineral, fuhr er fort, prüfe es und sage mir, was du gefunden hast. Du findest da hinter dir alles, was zu solchen Untersuchungen nöthig ist, in höchster Vollkommenheit; ich will mich nun entfernen, bin aber zu rechter Zeit wieder bei dir. Als ich mich umsah, erblickte ich einen schönen Saal mit Werkzeugen aller Art, der mir im Traum nicht so fremd schien, als nachher beim Erwachen. Es war mir, als wäre ich öfters da gewesen, und ich fand, was ich nöthig hatte, so leicht als hätte ich

alles selbst vorher hingelegt. Ich besah, befühlte und beroch nunmehr die Kugel, ich schüttelte und behorchte sie, wie einen Adlerstein; ich brachte sie an die Zunge; ich wischte den Staub und eine Art von kaum merklichem Beschlag mit einem reinen Tuche ab, erwärmte sie und rieb sie auf Elektrizität am Rockärmel; ich probirte sie gegen den Stahl, das Glas, und den Magneten, und bestimmte ihr spezif. Gewicht, das ich, wo ich mich recht erinnere, zwischen vier und fünf fand. Alle diese Proben fielen so aus, daß ich wohl sah, daß das Mineral nicht sonderlich viel werth war, auch erinnerte ich mich, daß ich in meiner Kindheit von dergleichen Kugeln, oder doch nicht sehr verschiedenen, drei für einen Kreuzer auf der Frankfurter Messe gekauft hatte. Indeß schritt ich doch nun zu der chemischen Prüfung, und bestimmte die Bestandtheile in Hunderttheilen des Ganzen. Auch hier ergab sich nichts sonderliches. Ich fand etwas Thonerde, ungefähr eben so viel Kalkerde, aber ungleich mehr Kieselerde, endlich zeigte sich noch Eisen und etwas Kochsalz und ein unbekannter Stoff, wenigstens einer der zwar manche Eigenschaften der bekannten hatte, dafür aber wieder eigene. Es that mir leid, daß ich den Namen meines Alten nicht wußte, ich hätte ihn sonst gern dieser Erde beigelegt, um ihn auf meinem Zettelchen ein Compliment zu machen. übrigens muß ich sehr genau bei meinen Untersuchungen verfahren seyn, denn als ich alles zusammen ad=

dirte, was ich gefunden hatte, so machte es genau hundert. Soeben hatte ich den letzten Strich in meiner Rechnung gemacht, als der Alte vor mich hintrat. Er nahm das Papier und las es mit einem sanften Lächeln, das kaum zu bemerken war; hierauf wandte er sich mit einem Blick voll himmlischer Güte mit Ernst gemischt gegen mich, und fragte, weißt du wohl, Sterblicher, was das war, was du da geprüft hast? Der ganze Ton und Anstand, womit er dieses sprach, verkündigte nunmehr deutlich den überirdischen. Nein! Unsterblicher, rief ich, indem ich mich vor ihm niederwarf, ich weiß es nicht. Denn auf mein Zettelchen wollte ich mich nun nicht mehr berufen.

Der Geist. So wisse, es war, nach einem verjüngten Maßstabe, nichts geringeres, als — die ganze Erde.

Ich. Die Erde? — Ewiger, großer Gott! und das Weltmeer mit allen seinen Bewohnern, wo sind denn die?

Er. Dort hängen sie in deiner Serviette, die hast du weggewischt.

Ich. Ach! und das Luftmeer und alle die Herrlichkeit des festen Landes?

Er. Das Luftmeer? Das wird dort in der Tasse mit destillirtem Wasser sitzen geblieben seyn, und mit deiner Herrlichkeit des festen Landes? Wie kannst du so fragen? Das ist unfühlbarer Staub; da an deinem Rockärmel hängt welcher.

Ich. Aber ich fand ja nicht eine Spur von dem Silber und Gold, das den Erdkreis lenkt?

Er. Schlimm genug. Ich sehe, ich muß dir helfen. Wisse: mit deinem Feuerstahl hast du die ganze Schweiz und Savoyen, und den schönsten Theil von Sizilien herunter gehauen, und von Afrika einen ganzen Strich von mehr als 1000 Quadratmeilen vom mittelländischen Meer bis an den Tafelberg völlig ruinirt und umgewendet. Und dort auf jener Glasscheibe — o! so eben sind sie heruntergeflogen — lagen die Cordilleren, und was dir vorhin beim Glasschleifen ins Auge sprang, war der Chimborasso.

Ich verstund und schwieg. Aber neun Zehntheile meines noch übrigen Lebens hätte ich darum gegeben, wenn ich meine chemisch zerstörte Erde wieder gehabt hätte. Allein um eine andere bitten, einer solchen Stirne gegenüber, das konnte ich nicht. Je weiser und gütiger der Geber war, desto schwerer wird es dem Armen von Gefühl ihn zum zweiten Mal um eine Gabe anzusprechen, sobald sich der Gedanke in ihm regt, er habe von der ersten vielleicht nicht den besten Gebrauch gemacht. Aber eine neue Bitte, dachte ich, vergibt dir wohl dieses verklärte Vater-Gesicht: O, rief ich aus, großes, unsterbliches Wesen, was du auch bist, ich weiß du kannst es, vergrößere mir ein Senfkorn bis zur Dicke der ganzen Erde, und erlaube mir die Berge und Flötze darauf zu untersuchen bis zur Entwickelung des Keims, blos der Revo-

lutionen wegen. Was würde dir das helfen? war die Antwort. An deinem Planeten hast du ja schon ein Körnchen für dich zur Dicke der Erde vergrößert. Da prüfe. Vor deiner Umwandlung kömmst du nicht auf die andere Seite des Vorhangs, die du suchst, weder auf diesem noch einem andern Körnchen der Schöpfung. Hier nimm diesen Beutel, prüfe was darin ist, und sage mir was du gefunden hast. Beim Weggehen setzte er fast scherzend hinzu: verstehe mich recht, chemisch prüfe es, mein Sohn; ich bleibe dieses Mal länger aus. — Wie froh war ich, als ich wieder was zu untersuchen hatte, denn nun, dachte ich, will ich mich besser in Acht nehmen. Gib Acht, sprach ich zu mir selbst, es wird glänzen, und wenn es glänzt, so ist es gewiß die Sonne, oder sonst ein Fixstern. Als ich den Beutel aufzog, fand ich, ganz wider meine Erwartung, ein Buch in einem nicht glänzenden einfachen Bande. Die Sprache und Schrift desselben waren keine der bekannten, und obgleich die Züge mancher Zeilen flüchtig angesehen, ziemlich so ließen, so waren sie es, näher betrachtet, doch eben so wenig als die verwickeltsten. Alles was ich lesen konnte, waren die Worte auf dem Titelblatt: Dieses prüfe mein Sohn, aber chemisch, und sage mir, was du gefunden hast. Ich kann nicht leugnen, ich fand mich etwas betroffen in meinem weitläuftigen Laboratorio. Wie? sprach ich zu mir selbst, ich soll den Inhalt eines Buchs chemisch untersuchen?

Der Inhalt eines Buchs ist ja sein Sinn, und chemische Analyse wäre hier Analyse von Lumpen und Druckerschwärze. Als ich einen Augenblick nachdachte, wurde es auf einmal helle in meinem Kopf, und mit dem Licht stieg unüberwindliche Schaamröthe auf. O! rief ich lauter und lauter, ich verstehe, ich verstehe! Unsterbliches Wesen, o vergib, vergib mir; ich fasse deinen gütigen Verweis! Dank dem Ewigen, daß ich ihn fassen kann! — Ich war unbeschreiblich bewegt, und darüber erwachte ich.

Lichtenberg.

8) über die Art wie man studiren soll.

Um das richtige Maß für Ihre Studien immer im Auge zu behalten, so stellen Sie sich nur von Zeit zu Zeit — dies rieth auch Sokrates seinen Schülern — den Zweck, zu welchem Sie die Wissenschaften studiren wollen, recht lebhaft vor: Der sey Ihr Leitstern, er wird Sie nicht nur gegen schädliche Verirrungen und Abschweifungen verwahren, sondern Ihnen auch für die eigene Bearbeitung derselben das rechte Licht aufstecken. Und dann wird sich in Kurzem zeigen, wer auf der rechten Meinung gewesen sey — Sie, oder jene, welche die Gelehrsamkeit aus Unkenntniß verschmähten? Treiben Sie sie nur mit einem freien Geist, und wählen Sie sich aus jeder Wissenschaft das Schönste, Beste, für Sie tauglichste; das andere lassen Sie, ohne es zu verachten, für andere liegen, deren Beruf es ist, weiter darüber zu forschen. Ihr Zweck sey nie (wozu eben nicht viel erfordert würde!) mit Vielwisserei sich unter Ihresgleichen auszuzeichnen, sondern Ihren Geist zu bilden und zu üben, Erfahrungen anderer mit den Ihrigen zu verbinden, Ihre Grundsätze dadurch zu reinigen, zu stärken, zu bereichern, damit hiedurch Ihr Geist für das Nothwendige aufgeklärt und einst Ihre Wirksamkeit zum Besten des Ganzen erweitert

werde. „Denn die Verbesserung des Verstandes verbessert und erweitert das Herz," sagt eine wichtige Autorität, wenn es nöthig ist, eine anzuführen.

Wenn Sie sich auch, mein hoffnungsvoller Freund! von dem, was Sie für Ihre eigene Ausbildung künftig thun, und wie Sie überhaupt seyn wollen, ein recht glänzendes Ideal machen, und mit Enthusiasmus das Werk anfangen, so werde ich darüber nicht erschrecken. Sie müssen eine große Form in der Seele haben, der Sie nachstreben. Eine solche ist in Ihren Jahren nützlich und fast nöthig, wenn Sie vom Flecke kommen sollen. Sie wird Sie anspornen; und wenn das Ziel auch immer von Ihnen zu weichen scheint, so werden Sie doch ohne Vergleich weiter kommen als die, welche gar keines vor sich sehen, als etwa ein Stück Brod, oder das luftige Ding, das man Credit nennt, und das sich meist bloß auf einige Leute in der Vaterstadt einschränkt.

Über das Lesen gebe ich nicht gern viele Regeln, sie werden doch nicht beobachtet; und schränke mich also nur auf folgende ein.

Lesen Sie wichtige Bücher, besonders die klassischen und historischen Schriftsteller, im Anfange Ihrer Studien wenigstens, nie anders als mit der Feder in der Hand; d. i., zeichnen Sie sich Alles, was Ihnen bemerkenswerth vorkommt, hauptsächlich eigene Gedanken, die Ihnen darüber beifallen, fleißig auf; am besten ist's unter

gewisse Titel, wo man sie leicht wieder finden kann; und legen diese in eine systematische Ordnung, wodurch Ihnen das System derselbigen Wissenschaften, wozu das Excerptum gehört, leicht und unvermerkt geläufig wird. (Sollte jemand über diesen Rath als über eine Pedanterei lächeln wollen, so sagen Sie ihm, daß der unsterbliche Locke es wichtig genug gefunden habe, eine eigene Schrift über die Kunst zu excerpiren und ein Formular derselben herauszugeben.) Vernet pflegte sich jeden Abend aufzuzeichnen, was ihm des Tags über beim Lesen oder im Umgange Merkwürdiges vorgekommen war. Nicht nur üben Sie dadurch Ihre Schreibart in passendem und leichtem Ausdrucke der Gedanken, und Ihren Geist im Aufmerken und Prüfen, sondern Sie sammeln sich einen Schatz von lehrreichen Bemerkungen, die Ihnen überall zu vernünftiger Schätzung der Dinge und echter unendlicher Lebensweisheit unendlich vortheilhaft seyn werden. Sie sollen Ihnen seyn, was dem jungen Maler seine Studien. Allerdings giebt es auch hierin, wie in allem, ein Übermaß, und über dem allzu pedantischen Excerpirfleiß hat schon mancher das eigene Denken verlernt. Für die eigentlich gelehrte Bildung sind aber Kollektaneen unentbehrlich, und, mit Verstand und guter Auswahl gemacht, haben sie noch den Nebenvortheil, daß, indem man sich, schreibend, bei wichtigern Ideen etwas länger verweilen muß, man sie besser versteht, und so intensiv

an Einsicht gewinnt, wo hingegen das flüchtigere Lesen die Kenntnisse nur extensiv vermehrt. — Es ist aber seit einigen Jahren unter gewissen jungen Männern zur Mode geworden (wie es eine solche in den Siebziger-Jahren bei den sogenannten „Kraft-, Sturm- und Drang-Genies" war), von dem gelehrten Fleiß überhaupt sehr wenig zu halten, und in dem stolzen Wahne, alles aus sich allein schöpfen zu können, die Gelehrsamkeit als bloßes Strohfutter für „Buchstaben-Menschen" mit hoher Verachtung von sich zu stoßen (denn man verachtet gern, was man durch eigne Schuld selbst nicht hat — und doch haben sollte!). Die eitelste Präsumtion von sich selbst liegt gewöhnlich dabei im Hintergrunde; und wer sich ganz einzig auf seinen produktiven Kopf verläßt, geräth leicht auf Träumereien, oder hält manches für eine neue wichtige Entdeckung, was andern längst bekannt, vielleicht auch längst wieder verworfen war. Finden Sie einen solchen, so erinnern Sie ihn — so höflich als sichs eben läßt — an jenes alte Sprichwort: „Wer sein eigner und einziger Lehrmeister seyn will, hat einen Narren zum Discipel."

Nach jeder wichtigern Lektüre üben Sie sich, sich's mit andern Worten zu sagen, was Sie eigentlich gelesen und gelernt haben. Wo es unmöglich ist einen Gedanken oder wenigstens das Resultat desselben mit andern Worten als in der Terminologie des Verfassers zu sagen, da ist's fast allemal bloß Wortspiel.

Lege multum, sed non multa — viel, nicht vielerlei! Ehemals las man weit weniger, und hatte dabei festere Grundsätze, bestimmtere Überzeugungen, einen entschiedenern Willen. Ich will damit nicht laudator temporis acti seyn; Sitten, Bedürfnisse, die ganze Lern- und Denkweise sind nun anders. Aber offenbar zerstreut und verwirrt allzuvieles und unerdenkliches Lesen den Geist, und das beständige Anfüllen mit neuen, uns fremden Ideen ist vorzüglich schuld, daß wir so wenig in uns (intensiv) leben und so viel außer uns schauen. Lesen Sie mehr in sich selber und in der Welt: in sich selber, indem Sie sich überzeugen, daß nicht gelernte Ideen, sondern die, welche wir selbst erzeugen, unser wahres Eigenthum sind; und lieben Sie zu dem Ende die Einsamkeit, die Mutter unserer besten Gedanken; wer diese nicht ertragen kann, wird weder mit sich selbst vertraut, noch kommt er je zu einiger Selbstständigkeit in seinem Innern: in dem Buche der Welt, des menschlichen Lebens, der täglichen Erfahrung von den Sitten der Menschen, den Ursachen und Folgen ihrer Handlungen, dem Gange der menschlichen Begebenheiten; aufmerksam bei jeder derselben geforscht, quid fabula doceat, führt zur wahren praktischen Lebensweisheit, zu sicherm Urtheile, zu klugem Selbsthandeln. Sind Sie so glücklich, einen Freund zu finden, der gleichen Eifer sich zu unterrichten und die Gabe der Mittheilung hat, so werden Sie sich aufs

angenehmste überzeugen, daß nichts so schnell, so gründlich, wie ein solcher Umgang, den Geist entwickelt und zu festen Grundsätzen führt.

Lesen Sie mit Auswahl — und lieber keine, als immer nur mittelmäßige Bücher (besonders im philosophischen, religiösen und moralischen Fache). In ganz schlechten fällt die Thorheit oder das Schädliche von selbst auf: aber es gibt eine Art Bücher, die man weder vortrefflich nennen kann, noch auch (ihres Credits wegen) wagt, schlecht zu nennen: es läßt sich gegen die Sache nichts eigentlich sagen, aber es ist kein Geist darin, man lernt nichts, man fühlt sich nicht gehoben, und am Ende hinterlassen sie im Geiste eine ermattende, Schlummer ähnliche Lähmung, von der man sich eine geraume Zeit nicht erholen kann. Freilich sind es eben diese Bücher, die von mittelmäßigen Köpfen der Jugend am meisten angepriesen werden. Jünglinge sollten Anfangs in jedem Fache nur Meisterstücke lesen, bis ihr Geschmack die gehörige Festigkeit gewonnen hat.

Wenn Sie nicht gerade eine besondere Materie durchstudiren wollen, so wechseln Sie mit Ihrer Lektüre ab zwischen Geschichtschreibern, Philosophen, Moralisten, Dichtern u. a., um nicht einförmig zu werden, und um verschiedene Arten von Darstellung kennen zu lernen.

Den Büchern von wichtigerm Inhalte, die Sie zum eigentlichen Unterrichte lesen, widmen Sie die besten und heitersten Stunden des Tages; denen,

die nur zum Vergnügen sind (obschon das reinste Vergnügen im Unterrichte besteht), nur so viel, als von jenen übrig bleibt. — So gemein diese Regel, so nöthig ist eine Erinnerung an dieselbe. Das gewöhnliche Lesepublikum liest im Grunde fast gar nicht mehr zum Unterrichte, sondern bloß zum Zeitvertreib, und weil dieser viel Abwechslung erfordert, so bleibt selten etwas reelles im Kopfe, oder es wird sogleich wieder von andern Ideen verdrängt und weggewischt.

Betrachten Sie jedes Buch historisch, d. h. als ein Erzeugniß eines andern Geistes; und untersuchen Sie, wie fern seine ersten Grundsätze, und sodann die aus denselbigen hervorgeleiteten Folgerungen richtig sind. Haben Sie über den vorliegenden Gegenstand schon einmal nachgedacht, und sich Ihre eignen Grundsätze darüber gemacht, so vergleichen Sie sie damit. Dies wird Sie wahrhaft belehren, Ihre Urtheilskraft schärfen, Sie nicht in jene Geistesschwäche fallen lassen, die alle neuen Meinungen annimmt und selbst keine eigne hat, und Ihnen Ihre Geistes-Eigenthümlichkeit ungeschwächt erhalten.

Alle diese und andre Arbeiten sind mühsam, und man muß dazu seine Zeit wohl zu Rathe halten; die wahre Geistesbildung ist gewiß keine leichte Sache, und der herrliche Lohn, den sie gibt, muß mit Anstrengung errungen werden. Hiezu gehören auch die so häufig und mit so großem Schaden vernachläßigten Gedächtnißübungen:

da es doch gewiß wahr ist, tantum scimus, quantum memoria tenemus und das, was im Gedächtniß Schönes und Gutes aufbewahrt wird, ein Schatz auf Zeitlebens bleibt.

Nur diejenigen Schriftsteller verdienen studirt zu werden, die ihr Zeitalter übersahen, und, ohne damit ungerecht gegen seine Vorzüge zu werden, auch seine Mängel, seine Vorurtheile, seine allgemein angenommenen und als Grundsätze vorausgesetzten Lieblingsmeinungen kannten und zu schätzen wußten; die für die Nachwelt schrieben, und gleichsam antizipirten, was erst dieselbe ganz helle machen konnte. Solche Männer, wenn sie gleich beim großen literalischen Haufen gewöhnlich wenig gelten, helfen allein ihrem Zeitalter wirklich fort, da andere es nur amüsiren.

Bei solchen suchen Sie zuerst die herrschende Haupt-Idee auf, dergleichen jeder selbstdenkende Schriftsteller hat: denn diese ist sein eigen Werk, aus welcher alles Folgende herfließt, und die er in spätern Jahren selten mehr austauscht. Sie kommt einem meist bald auf den ersten Blättern entgegen, und erfordert das mühsamste, genaueste und anhaltendste Studium; nach diesem wird aber die Beurtheilung der Folgerungen ganz leicht, und das Studium eines solchen Kopfes und seiner Produkte für Ihren Geist höchst lehrreich und bildend seyn. Kein Sterblicher denkt allgemein; wir reihen unsere Ideen immer an irgend einen Punkt an, der unserer Seele frühe

schon, nach einer Anfangs oft nur leisen Berührung, am hellsten entgegenglänzt; gehen von dem aus, und führen alles auf ihn zurück. Ein solches System, das für uns ganz wahr seyn mag, ist deswegen für andere kein Gesetz, und verblendet zuweilen uns selbst. Mithin ist auch den größten Schriftstellern, wofern wir unsere Eigenthümlichkeit behalten wollen, nie unbedingt zu folgen, und nur schwache Seelen machen sich zu Sklaven fremder Meinungen.

Endlich rathe ich Ihnen, besonders nun, da Sie anfangen die Wissenschaften für sich selbst und ohne fernere mündliche Anleitung zu studiren, über jede derselben, die Sie erlernen möchten, nur die klassischen Schriftsteller zu lesen, die entweder in derselben Epoche gemacht, oder sie ganz oder in ihren wichtigsten Theilen besonders glücklich, geistreich, und con amore abgehandelt haben. Einen solchen Genius hat, auch in den neueren Zeiten, fast jede Kunst und Wissenschaft einmal gehabt, der sie gleichsam erschuf und umschuf. Aus diesen Quellen schöpft man sie am reinsten, und es ist eine eben so angenehme als lehrreiche Betrachtung, wie sich die große Idee in ihrem Geiste gestaltet hat. Zu dem, wie spätere Zeiten sie kommentirt, erweitert und verbessert haben, kommt man immer noch frühe genug.

Dies leitet mich natürlich auf die Lektüre der Alten.

In der Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt es sich, daß zuerst das Allerwichtigste ausgemacht wurde, und daß derselbe, ehe er auf minder nützliche Forschungen verfiel, erst viel Zeit und Mühe darauf verwenden mußte, die Grundbegriffe der Wahrheit, auf deren Erkenntniß und Befolgung das Wohl der Einzelnen wie der Gesammtheit beruht, zu erforschen und festzusetzen. Darum sind die ältesten Bücher so merkwürdig, weil eben diese Begriffe darin enthalten sind; und da diese, so lange die menschliche Gesellschaft besteht, immer der Grund aller rechten Erkenntniß bleiben werden, bleiben jene für jeden, der weniger das Neue als das Wahre wissen will, immer höchst lehrreich. Darum ist das Lesen der Alten so sehr anzurathen, da sie über Moral, Politik und alles menschliche Wissen die Grundideen enthalten, von welchen alle spätern ausgegangen sind. Auch waren die meisten und größten Schriftsteller der Griechen und Römer keine bloß spekulirenden Stubengelehrte, sondern durch eigene Erfahrung in der Welt, vornehmlich in Staatsämtern gebildet, und sie sprechen aus, was sie da gelernt haben. Man darf auch wohl behaupten, daß die besten derselben, sowohl Dichter, als Geschichtschreiber, Philosophen, Redner und Moralisten, wenn auch zum Theil erreicht, doch im Ganzen unübertroffen sind; daß auch die mittelmäßigern (die gar schlechtern der spätern Zeiten ausgenommen) mit denjenigen neuern, die gerade

jetzt gelobt und gelesen werden, gar wohl eine Vergleichung aushalten dürfen; und sie bleiben immer die Väter der Wissenschaften wie des guten Geschmackes in ihrem Vortrage. Viele Weltleute mögen von der fortgesetzten Lesung der Alten dadurch abgeschreckt, ja einige der berühmtesten derselben ihnen sogar zum Spott geworden seyn, weil sie sie in der Jugend nur als Marterbücher kennen lernten, und später, selbst auf Akademien, über dem Studium der Grammatik und Kritik, zu wenig geschah, sie auf die Sachen, auf den innern Werth ihren Geist und ihre Anwendbarkeit aufs Leben aufmerksam zu machen. Doch wer die Alten nicht aus eigner Bekanntschaft liebgewonnen hat, bei dem würden alle Lobsprüche auf sie vergeblich seyn; und wer sie, d. h. die besten gekannt, und ihre hohe Einfalt, die Weisheit und den Edelsinn ihrer Lehren, und ihren ewig frischen Glanz gefaßt und liebgewonnen hat, für den sind sie eben so unnöthig. —

J. v. Müller.

9) Vergleichungen des Anmuthigen in der leblosen Natur mit dem Liebenswürdigen im Menschen.

Der Analogieen der Körper- und Geisterwelt sind unzählige. Die, zwischen dem Anmuthigen in der leblosen Natur und dem Liebenswürdigen im Menschen, fiel mir einst an einem der schönsten Sommerabende, in einer herrlichen Gegend meines Vaterlandes, so sehr auf, daß ich nicht umhin kann, dem Leser Betrachtungen mitzutheilen, welche über den Gegenstand, wovon ich jetzt rede, ganz aus Empfindungen in mir entstanden, und daher nicht ohne Wahrheit seyn können. Was ist der Liebe ähnlicher, dachte ich, als die Empfindung, welche mir dieses von der Abendsonne erleuchtete herrliche Thal einflößt! Wie muß nun also wohl der Mensch seyn, der diese Empfindung selbst in seinen Nebengeschöpfen hervorbringen soll? Ohne Zweifel, so wie die Natur, wie Himmel und Erde, mir in diesem Augenblicke erscheint.

Erstlich: heiter, also in sich vergnügt, mit seinem Zustande zufrieden. Der Ausdruck der Freude ist an und für sich schon angenehm. Lustige Menschen werden in gewissen Gesellschaften für angenehm gehalten; aber vergnügte in allen. Dann: sanft, wie diese Luft, wie dieses Licht. Alles Heftige erschöpft, betäubt, blendet, aber das stille

Angenehme vergnügt. Warum bekommen alle Gegenstände in der Abendsonne ein so interessantes Ansehen, wenn sie auch in dem Glanze der Mittagssonne etwas gemeines zu seyn scheinen? Weil dann der Grad des Lichts gerade unserer Kraft zu sehen angemessen ist. So müssen auch alle Kräfte im Menschen, welche ihm Vorzüge geben, Verstand, Muth, Fröhlichkeit, in ihren Äußerungen sich etwas herabstimmen und mildern, wenn sie auf den größten Theil der Menschen angenehme Eindrücke machen sollen. Ferner: freundlich und wohlwollend. Die Züge, welche Liebe ausdrücken, müssen in seinem Gesichte, in seinem Betragen seyn; sein offenes Herz, das gern den Andern Vergnügen machen will, muß sich in allem zeigen, was er sagt und thut. Aber auch reich: reich wie diese Gegend an Produkten, so reich an Vorstellungen, an Gedanken, an mitzutheilenden Kenntnissen. Nutzen und Fruchtbarkeit ist eine Folge davon. Das schönste Land nährt seine Einwohner am besten: der wirklich angenehme Mensch ist der, welcher seine Gesellschafter belehrt, und bilden hilft. Wenn er weiß, den Geist der Andern in seine Bequemlichkeit zu setzen, ihnen das Nachdenken, was zum Umgange gehört, behaglich zu machen; wenn er ihnen ihre Kenntnisse ablockt, ihre dunkeln Ideen entwickeln hilft; sie in Thätigkeit bringt, um alle ihre Kräfte und Vorzüge an den Tag zu legen; wenn er dabei sie von Ängstlichkeit, von Sorge, von jeder Leidenschaft

zu befreien versteht, so wie die Natur in diesem Augenblicke mich davon befreiet hat: dann besitzt er die Kunst des guten Gesellschafters im hohen Grade. — Zu dem allen muß noch die Beständigkeit, die Gleichheit hinzukommen. Sie ist es, welche den schönen Dingen den Werth des wirklich Liebenswürdigen giebt. Ein Tag, wo kalte Schauer mit heißen Sonnenblicken abwechseln, oder eine drückende Mittagshitze auf rauhe Morgenwinde folgt, ist beschwerlich: aber der entzückt, an welchem die Frühlings- oder Herbstsonne eine gleich sanfte Wärme, einen gleich milden Glanz von ihrem Aufgange bis zu ihrem Niedergange um uns her verbreitet. Ein Mensch, dessen Launen oft abwechseln, ist, so angenehm seine gute Laune seyn mag, selten geliebt. Welche vortreffliche Sache ist die Sicherheit, den Mann heute so wieder zu finden, wie man ihn gestern verlassen hatte! Auch Fehler erträgt man, wenn man darauf rechnen kann, immer nur dieselben ertragen zu müssen. — Aber doch muß auch eine sanfte Bewegung, wie in der Natur so im Menschen seyn, wenn sie am lieblichsten seyn sollen. Die Stille der Nacht ist ehrwürdig, nicht angenehm: ein sanftes Wehen der Luft belebt eine ganze Gegend. Auf eben diese Weise muß der angenehme Mann munter und doch gesetzt — nicht einförmig und steif seyn, aber doch nicht von einem Äußersten zum andern ausschweifen. Seine Empfindungen müssen aufwallen, ohne in Leidenschaft

über-

überzugehen. Seine Fröhlichkeit muß Ausbrüche haben; aber nie rauschende Lustigkeit werden. Sein Witz muß auflodern; aber nicht immer leuchten wollen. Seine Imagination muß zuweilen von anmuthigen Bildern aufgeweckt werden, nicht immer sich freiwillig erhitzen. Dieser sanfte Fortschritt eines männlichen starken Geistes macht, daß alle, die um ihn sind, in Schwung kommen, und anfangen, sich ihrer Gedanken lebhafter bewußt zu werden; und eben dies giebt dem Gesellschafter, wie dem Schriftsteller, seinen vorzüglichen Werth.

Garve.

D. Oratorische Prosa.

1) Lobrede auf den König.

Wenn schon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenstand dem Redner nachtheilig ist; so ist es noch weit mehr ein zu großer und zu erhabner. An jenem kann noch immer sein Witz oder sein Scharfsinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erscheint; er kann durch die Zauberkraft der Beredsamkeit seine Zuhörer täuschen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigstens Bewunderung für sich selbst erwecken. Aber wo die Vortrefflichkeiten seines Helden zu glänzend, zu mannichfaltig, zu unbegrenzt sind; wo er schon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewunderung durchdrungen, alle in Erwartung einer eben so außerordentlichen Kraft, der Beredsamkeit findet, als außerordentlich der Mann ist, der durch sie geehrt werden soll; da muß der Muth auch des kühnsten Redners, zugleich mit der Einbildungskraft und der Sprache, erliegen. Er thut dem Genie seines Helden, und thut vielleicht seinem eignen Unrecht: jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darstellt, als er in der Natur ist, und diesem, weil man nur allzuleicht

Schwäche der Kunst mit Schwäche des Redners verwechselt.

Darf ich's erst sagen, wie sehr dies der Fall bei dem Lobredner eines Königs sey, welcher die Ehre seines Jahrhunderts, auf das er so mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volks ist, das ihn als seinen zweiten Schöpfer verehrt? Nicht jene glorreichen Siege des Königs, die Europa in Erstaunen setzten, und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menschlicher Kräfte schienen; nicht irgend eine seiner einzelnen Tugenden und Vortrefflichkeiten, seine weise Kühnheit und Unerschrockenheit, wenn er schlägt, seine vorsichtige Betriebsamkeit, wenn er unterhandelt, sein über dem ganzen Staate offner, immer wachsamer, alles durchspähender Blick, der so schnell jeden Mangel und die Mittel ihm abzuhelfen entdeckt; seine Milde, seine Gerechtigkeit, seine Mäßigung, seine rastlose Geschäftigkeit; nicht diese einzelnen Thaten und Tugenden sind es, welche die Schwierigkeiten der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Eintracht und Harmonie, ihrer aller Hinstreben, durch so unzählige mittlere Zwecke hindurch, zu einem einzigen, letzten und großen Entzweck, welcher der Entzweck Gottes in seiner Schöpfung und jedes wahrhaftig großen Monarchen in seinem Reich ist: die höchste in der Verbindung mögliche Wohlfahrt. Ein Blick auf das Ganze eines solchen Charakters, wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo sich jeder einzelne Theil

in der Vorstellung verdunkelt: alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinsel des Malers davon fassen und darstellen können, sind nur einzelne Seiten, sind nur hie und da herausgehobene Scenen: das Ganze selbst ist kein Anblick und kein Gemälde mehr; es ist eine Wirkung der nachsinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Doch wie, wenn sich eben hier der einzige Weg eröffnete, den Monarchen, mit dem uns die Vorsehung gesegnet hat, auf eine nicht ganz unwürdige Art zu loben? Wie, wenn dieser Weg nicht die beredte Erzählung seiner zu großen und zu zahlreichen Thaten nach aller ihrer Weisheit und Zweckmäßigkeit, nicht der fruchtlose Versuch einer lebendigen Schilderung seines Charakters wäre, wie er sich durch das Unterscheidende seiner Lage unterscheidend ausbildet, und unter so unzählig mannichfaltigen Umständen, in so verwickelten Situationen, geglänzt hat; wie, wenn es eine mehr ruhige, untersuchende, nur durch die stille Begeisterung der Vernunft sich erhebende Betrachtung jener allgemeinen Vortrefflichkeit wäre, die sich mehr oder minder bei jedem wahrhaftig großen König, und mit einem ganz sichtbaren, nicht zu verkennenden, Vorzuge bei diesem Einzigen findet? Freilich wird da an die Stelle des Gemäldes ein nur flüchtiger unvollendeter Schattenriß, ein Entwurf der äußersten Linien treten; aber zu dem vollen, redenden und beseelten, Gemälde, fehlen die Farben, oder wenn diese Farben der Sprache selbst

nicht fehlen, so fehlen sie wenigstens mir, der ich auch jenen Schattenriß nur mit ungewisser und zitternder Hand werde zeichnen können. — —

Wer auf die Stimme der Schmeichelei hört, die muthwillig alle Begriffe verfälscht, oder des Blödsinns der keinen ergründet; der wird der großen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geschichtbüchern aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groß nennt, der in einem ungewöhnlichen Grade alles ist, was er soll; wer aus der Anzahl großer Monarchen jeden ausstößt, dessen Regierung nicht durch ihn selbst, sondern nur durch das glückliche, einträchtige Genie vortrefflicher Diener glänzte, und der nur weise genug war, sich leiten zu lassen, da er selbst hätte leiten sollen; wer, mit unverwandtem Blick auf den einzigen, würdigen Zweck eines Königs, keine, auch nicht die glänzendsten, Thaten bewundert, sobald sie jenem Zwecke entgegenlaufen; wer das einseitige Talent des Kriegers von dem mannichfaltigen, so viele Talente in sich schließenden eines Monarchen unterscheidet; der wird die großen Könige, groß im echten Sinne des Worts, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen, vergebens suchen; er wird, schon eh' er sucht, ihrer nur äußerst wenig zu finden hoffen: denn wie sehr er auch seine Forderungen mäßigen, wie sehr er auch sein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerstören, herabstimmen mag; so ist und bleibt das Ideal eines Königs das höchste, denkbare aller menschlichen

Ideale: und wenn, nach dem allgemeinen Gesetz der Natur, das Vortrefflichste in jeder Gattung nur so selten erscheint; wie selten muß unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Forderungen des schwersten aller Ämter Genüge thut, und der, das Größte und Höchste zu seyn, was Menschen seyn können, beides, die Kräfte und den Entschluß hat!

Schon der spekulative Denker, so viel er von der unendlichen Ideenfülle, die sich in dem einzigen Begriff eines Staats zusammendrängen, abschneidet, und alle die unsäglichen Hindernisse der Ausführung von Plänen vergißt, die auf dem Blatt zu zeichnen und zu berechnen so leicht, und in der Wirklichkeit darzustellen so schwer sind; schon der Philosoph, sag' ich, ob er gleich nur über so vereinfachten, allgemeinen Begriffen arbeitet, findet ihrer noch immer so unzählige zu überblicken und zu verbinden, daß die Schöpfung des Ideals von einem vollkommnen, glücklichen Staate eine seiner genievollsten Arbeiten ist. Der Philosoph auf dem Throne, — oder nicht der Philosoph, sondern der erleuchtete, thätige Weise, der das Haupt seines Staatskörpers nicht bloß heißen, sondern seyn, nicht bloß vor den übrigen Gliedern, selbst vielleicht das müßigste Glied, hervorragen, sondern auch als Haupt für den ganzen Körper denken und alle seine Bewegungen ordnen will: welch eine weit größere Masse von Ideen muß er umspannen, bearbeiten, einander unterordnen, verein=

baren können! Das Ideal, das er schaffen, oder wenn es vorhanden wäre, wenigstens fassen und durchdenken soll, ist das Besondere dieses wirklichen Staats, von dieser eigenthümlichen Lage, diesem Maaße innrer Kräfte, dieser Verwicklung äußrer Verhältnisse, diesem Charakter des Volks, diesen Rechten, Gewohnheiten, Sitten, diesem Grad der Kultur, diesen vorhandenen Hilfsmitteln. Es ist jenes Ideal des Weltweisen, aber unendlich reicher an Bestimmungen und eben dadurch an Schwierigkeiten. Was für innre Vollkommenheiten jeder Art, in welchem Grade, zu erreichen möglich? auf welchen Wegen? welche nach den Umständen die wichtigsten? wie jede andere nach ihnen abzumessen, daß keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde und doch auch keine ermangle? wie Jedes durch Jedes unterstützen, die zahllosen Räder der großen Maschine in einander eingreifen zu lassen? wie die Gesetzgebung, die Disziplin, die Staatsökonomie, jedes für sich und jedes in der Verbindung, auf die höchste Vollkommenheit hinzurichten? wie das größte, fremde Interesse, mit welcher Vorsicht, in das eigne zu verweben? wie bei Bündnissen und Freundschaften das Ansehen mit der Nothwendigkeit, die Klugheit mit der Redlichkeit zu verbrüdern? all diese so verwickelten, so unzählig viel befassenden Aufgaben zu lösen und glücklich zu lösen: Was für Forderungen an einen König! Was für ein Geist muß es seyn, der sich bis zu der Höhe, wo die übersicht möglich ist,

emporschwingen und mit dem Blick des Adlers den ganzen, weiten Kreis überschauen soll!

Aber dieses Ideal nur innerhalb der Seele schaffen, ist nicht genug; der Monarch soll ihm auch außer der Seele Wirklichkeit geben; soll es, bei dem stetem Fluß und Wechsel der Dinge, immer von neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es in tausend und abermal tausend seiner Bestimmungen umändern; soll jede Lage der Dinge beurtheilen, und, indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Gegenwart richtet, die Zukunft enträthseln; soll jede Gelegenheit zur Vervollkommnung ergreifen und nutzen, jeder Gefahr, die sein edles Werk zu zerstören droht, entweder ausbeugen, oder sie niederkämpfen; soll beides, die fähigsten und die redlichsten Diener wählen, sie weder durch Vertrauen läßig, noch durch Mißtrauen schüchtern machen, in allen den wichtigern Angelegenheiten des Staats mit eignen Augen sehn, mit eignen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunst an der Seite der Wissenschaft, welche Menschenkenntniß, welcher Prüfungsblick, welche Vorhersehungsgabe, welche Geistesgegenwart, welche Vereinigung aller der namenlosen Eigenschaften wird erfordert, ohne die keine glückliche Führung der Geschäfte möglich ist; deren Mangel so oft die weisesten Maßregeln unkräftig gemacht und die überlegtesten Entwürfe hat scheitern lassen! nicht bloß der allgemeine Geist aller der Kenntnisse, auch die Gaben, die prakti-

schen Fertigkeiten aller seiner Diener, des Kriegs und des Friedens muß er vereinigt besitzen, der sich in der That als Aller Meister und König zeigen, der sie nicht nur prüfen und auswählen, ihnen nicht nur Richtung und Anstoß geben, sondern auch überall selbst an ihrer Spitze wirken, selbst seinen Geschäften vorstehen, seine Heere führen, seine Schlachten gewinnen will.

Dennoch, so groß schon diese erste Forderung an den Geist eines Königs ist, so ist die zweite an seinen Willen noch größer. Nicht zwar die der Arbeitsliebe und Geschäftigkeit überhaupt: denn ein großer Geist ist ein geborner thätiger Geist, dem Muse bald unerträglich und Wollust ekelhaft wird; aber die strenge, schwere, fast nie erfüllte Forderung der unausgesetzten, ganzen und wahren Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, verschiebt, die nie das Leichtere dem Schwerern, das Angenehmere dem Nothwendigern vorzieht, nicht dem schmeichelhaften liebkosenden Locken der stärkern Neigung, sondern dem ernsten Ruf der Vernunft gehorcht, mag er sie zu Beschwerlichkeiten oder Ergötzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des gefahrvollen Kriegs oder des sichern Friedens, wecken; die nicht das eine Mal aus Ekel und Überdruß weit vor dem Ziel ermattet, noch das andre Mal im hitzigen leidenschaftlichen Anlaufe über das Ziel hinaussetzt.

Der untergeordnete Diener, in seinem engern Kreise von weit gleichförmigern Geschäften, denen

er sich aus Neigung gewidmet hat, findet dennoch, in der Verbindung aller, eine Menge kleiner, leerer, reizloser Arbeiten, die er fürchtet, denen er ausweicht, die er so viel als möglich von sich abwälzt: und ein König? Er, dessen Kreis von Geschäften gegen jeden andern so grenzenlos ist; wie viele, selbst der nothwendigern, unumgänglichern, muß er, mit aller seiner Neigung streitend, wie peinlich alle die mechanischen, geistlosen, in ekler Einförmigkeit ewig wiederkehrenden Arbeiten finden, deren Versäumniß gleichwohl gefährlich wäre; die alle gethan seyn wollen, der hier über seiner Kraft selbst zu ermatten in Gefahr ist, den seine Thätigkeit selbst an der Thätigkeit hindert! — Von einer andern Seite hat jeder Geist seine Lieblingsentwürfe, die den andern so gern alle Aufmerksamkeit rauben: jedes Herz hat seine Schwächen; und wie der volle blutreiche Körper, wenn er einmal erkrankt, den tödtlichsten, giftigsten übeln, so ist der große kraftvolle Geist den schrecklichsten, verderblichsten Leidenschaften unterworfen. Woher da Gegenmittel und Gleichgewicht; woher da Kraft nehmen, welche die ganze Seele in Achtung, das widerspenstige Herz in Gehorsam erhalte? Jener, der untergeordnete Diener, hört, außer der sanften Stimme der Pflicht, die in seinem eignen Innern rschallt, noch die gebietende, warnende, strafende Stimme des Obern; er hat für seine Thätigkeit einen Sporn, für seine Leidenschaften einen Zügel: aber ein König? Er, der Gesetzgeber der Nation,

selbst keinem Gesetz unterwürfig, der Richter aller, von keinem Andern gerichtet: was hat er, das ihn in Schranken erhalten, ihn antreiben oder zurückhalten könnte, als einzig seine eigne Tugend? als die Gewalt seiner Vernunft über alle, auch die Lieblingsneigungen seines Busens? Und doch ist's um seine eigne echte Größe gethan; verloren ist der Ruhm, den er durch seine Talente sich selbst, die Glückseligkeit, die er seinem Volke erwerben könnte, wenn er nicht seiner Vernunft jene Gewalt über die Seele eben so unumschränkt giebt, als er selbst sie in seinem Reiche ausübt; wenn er für seine Thätigkeit eine andere Regel, als die des Besten seines Volkes und seines Thrones hat; wenn er nicht zu den seltnen, vortrefflichen Geistern gehört, bei denen Erkenntniß des Besten Wille, und Wille That ist.

Aber einer Thätigkeit, bloß auf Geheiß der Vernunft, hängt so gerne, von ihrem Ursprunge her, jener Charakter der Kälte, der Trägheit und Langsamkeit, an, der immer ihre Wirkung schwächen, oft sie vernichten, dann und wann selbst verderblich seyn würde. Fordre die Staatsklugheit, nach aller Art der Umstände, den Krieg, und fordre sie ihn da, wo eben der Monarch in Entwürfe des Friedens vertieft ist, die den vorzüglichsten Kräften seines Geistes freies Spiel geben, für die er sich im Fortgange immer mehr erwärmt, je mehr sie schon Sorgen gekostet haben, und die er nun alle mit widerstrebendem Herzen aufgeben

soll: welche übel kann da Kälte, Trägheit, Langsamkeit stiften! Nur eine rasche, kühne Hand ergreift die vorüberfliehende Gelegenheit, und nur ein feuriges Ansprengen wirft große Hindernisse zu Boden. Soll der beste, edelste Wille des Monarchen die ganze wohlthätige Wirkung haben, die er kann, so muß noch der letzte, der vollendete Zug zum Charakter hinzukommen: Er muß fähig seyn, ohne Leidenschaft leidenschaftähnlich zu handeln: er muß eine Seele voll Feuer, und dies Feuer in seiner Macht haben; nicht nur, um es da, wo es natürlicher Weise ausbricht, zu mäßigen und zu dämpfen, sondern auch, um überall, wo es ausbrechen soll, es hinzugebiethen. Die allgemeine Liebe des Besten seines Volks, und der große Ehrgeiz, durchaus den Beifall der Weisesten, vor allem aber seiner selbst zu haben, muß die reine, herrschende und mächtige Flamme seines Busens seyn, an der sich jeder einzelne Vorsatz entzünde, die jede seiner Thaten befeure. — —

Wer sich selbst zu schwach fühlt, um Seelen von dieser Stärke, oder zu eingeschränkt, um Geister von jenem Umfange der Fähigkeiten für mehr als Wesen der Einbildung und geträumte Ideale zu halten; den werden die vergangnen Jahrhunderte hie und da einen großen, edlen Geist, der bei innrer Vortrefflichkeit auch die äußeren Anlässe, sich zu bilden und zu entwickeln, fand; den wird vor allen das unsrige durch das Beispiel eines Monarchen beschämen, dessen Geschichte die

einzige seiner würdige Lobrede ist. Seine Thaten, sowohl des Krieges als des Friedens, sein öffentlicher und sein besondrer Charakter; Alles redet.

Wenn die Wirkung von ihrer Ursache, das Werk von dem Werkmeister, zeugt, so mag das Reich von dem Geiste zeugen, dem es Ausbildung und Vollendung verdankt. Wo war im Alterthume, oder wo ist zu unsern Zeiten das Reich, das an absichtsvoller Weisheit des innern Baues, an richtiger Ordnung oder fester Verbindung der Theile, dem unsrigen vorstände? Oder vielmehr: Wo ist das Reich, das, als System mit System, mit dem unsrigen könnte verglichen werden? — Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundenen, auf die höchste durch ihn nur mögliche Wirkung berechneten Plan hatte, so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat war, in welchem Würde und Majestät des Thrones so innig mit der aufmerksamsten Sorge für die Unterthanen zusammen hing, in welchem beider Erhaltung und Wohl so vorzüglich auf Macht beruhend, die Macht so richtig gegen die umgebende Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, schnellen, ausdauernden Wirksamkeit die ganze, öffentliche Haushaltung so unentbehrlich; die Sorge für die Macht in die Sorge für die Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch so mannichfaltige Kanäle wieder zurückgeleitet, Alles in Allem, Kleines in Großem und Großes in Kleinem, so tief gegründet, Alles so ganz nur ein Räsonnement war;

so ist's der unsrige. Wenn je ein Staat unverträglich scheinende Eigenschaften in Harmonie stimmte, die rauhen Künste des Kriegs mit den sanften Künsten des Friedens versöhnte, und gleich sehr der innern Gerechtigkeit durch Aufklärung, Geistesfreiheit, als der äußern Sicherheit, durch Macht und durch Bündnisse beistand, so ist's der unsrige. Wenn je in einem Staate die Unvollkommenheiten, wie in der Welt die übel, nicht die Schuld des bildenden Geistes, sondern der widerstrebenden Materie waren, so ist's der unsrige. — Nur der Unverstand meistert, und steht erstaunt, wenn sich ihm hie und da, die Nothwendigkeit von übeln verräth, die er mit bessrer Erkenntniß so leicht gehoben glaubte: die Klugheit, mit tieferm Blick in den Zusammenhang, sieht die Theile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder Bedingung höherer Vollkommenheit, und schweigt, wo sie nicht durchblickt, voll Ehrerbietung, weil sie in dem dunklern verdecktern Theile des Plans die nemliche Weisheit muthmaßt, die ihr aus dem hellern und offnern entgegenleuchtet. Diesen Staat aber, von so richtiger, seiner Natur so gemäßer, durch so weise Mittel so wohl erreichter Absicht; wer hat ihn entworfen? Wer die Gedanken dazu, die er vorfand, mit so scharfem Blicke gefaßt, so meisterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung spricht, läßt uns schon die Vernunft errathen, daß so ein System nur Werk eines ein=

zigen Geistes seyn konnte; und wer war er, dieser kühne, genievolle, allumfassende Geist? — Eben der, der für seinen großen Entwurf auch die Mittel ihn wirklich zu machen, fand; dessen Anschläge sein Reich von einem nur mittlern Ansehen zu einem Grade der Macht und des Geistes erhoben, daß einst halb Europa — wer entscheidet, ob vor Furcht oder Eifersucht? — sich die Hände bot, es zu zertrümmern und zu zerreißen. Eben der, der ein Leben auf dem Throne hindurch, von sicherer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer sich vorwärts Bahn brach; der auch da, als ihn seine Feinde schon im Geiste vernichtet sahen, oder ohne Furcht der Beschämung, laut vor der Welt, von seinem Falle und ihrem Triumph sprachen, da, als seine Freunde und neidlosen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum mehr zu hoffen wagten; auch da noch, geleitet von der Versehung, Wege zur Rettung, zur Wiederherstellung, zur Vergrößerung entdeckte: Er allein war's der König! Wenn einst sein Geschichtschreiber die Absichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Thaten, wenn er den Geist sucht, der überall vorwaltete, und in jeder, auch der mißlichsten Lage, Auswege und Hülfsmittel fand; durch und durch wird er auf ihn, und nur auf ihn, den Monarchen treffen. Aus seiner Seele nahmen die Feldherrn, aus seiner Seele die Verweser des Staats, ihre Entwürfe, und all ihr Ehrgeiz, den sie kannten, war der, zu

seiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewunderung von ihm gedacht war; all' ihr Stolz: daß ein Geist von seiner Größe und seiner Tiefe der Einsicht, eben sie zu Werkzeugen und zu Mitgehülfen erkor.

Doch was rede ich nur immer von Weisheit, Absicht, Anschlägen, Entwürfen? Als ob sich nicht in diesem wunderbaren König, mit dem Geist und den Einsichten des Feldherrn, des Staatsmanns, des Gesetzgebers, zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbänden! oder als ob seine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend ein Anlaß, diese Talente schimmern zu lassen, versäumt, irgend eine der Arbeiten, die ihm selbst zu verrichten möglich war, Andern übertragen hätte! War Er's nicht selbst, der mit aller Überredungsgabe, Feinheit, Geistesgeschmeidigkeit eines Staatsmanns, jeden Großen, den er wollte, zum Freunde gewann? der seine Staatsverbindungen errichtete? seine Verträge und Bündnisse schloß? War's nicht sein eigenes Licht, das die Nation aufklärte und Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöße beschämte? War's nicht sein eigner Muth, der sein unüberwindliches Heer befeuerte? seine eigne Kriegskunst, die aller Orten den zweimal, dreimal stärkern Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem schwarzen, schrecklichen Zeitpunkte, da Alles mit einer Wuth auf ihn einbrach, daß römischer Muth hätte zagen, und römische Standhaftigkeit wanken können: war's nicht seine eigene Tapferkeit, Geistesgegenwart,

unerschütterte Festigkeit, die das Reich von dem Untergange — oder, was sag' ich, nur von dem Untergange? — von der mindesten Einbuße einer Hütte, oder einer Erdscholle, an den äußersten Grenzen rettete? War's nicht seine eigene haushälterische Kunst, womit er so schnell jede Spur des Verderbens vertilgte, die Trümmer wieder zu Mauern, die Aschenhaufen wieder zu Städten erbauete? das Heer verstärkte? die Zeughäuser anfüllte? die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf Millionen häufte?

Eine so anhaltend, so wirksam, auf so mannichfaltige Art bewiesene Größe des Geistes läßt schon von selbst auf den Adel und die Stärke des Willens schließen, der sich so einem Geiste zugesellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feurige, Rastlose, immer auf Vollendung dringende, immer auf den höchsten Punkt Gerichtete, in der Thätigkeit dieses Königs, daß er überall Leidenschaft, und Leidenschaft von ungewöhnlicher Stärke, ahnet. Aber bald, bei mehrzeitiger Beobachtung, fällt er von Widersprüchen in Widersprüche, bis sich ihm endlich der große Gedanke darbietet: daß die Macht der Vernunft über Seelen von höherer Ordnung Alles vermögen müsse: — und die Widersprüche verschwinden, wenn man die eigene häusliche Sparsamkeit des Monarchen, seine große Aufmerksamkeit auf jede schon vorhandene oder noch zu entdeckende Quelle der Reichthümer, seine Sorgfalt sieht, die Güter

der Unterthanen innerhalb der Grenzen zu erhalten; wie sollte man nicht auf herrschende Begierde nach Schätzen rathen? Aber nun bringe der Landmann, dem der überschwemmende Strom die Ärnte nahm, seine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter, durch Krieg und Mißwachs zu Grunde gerichteter Adel fordere werkthätige Hülfe: und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahneten Leidenschaft, werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Vertheidigung sammelte, zur Ernährung dahingegeben! Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Deutschland, gerathe Freiheit und Recht bundesverwandter Fürsten in Gefahr: und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererstattung, werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegung zu setzen.

Wo der König als Feldherr erscheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer seiner Operationen zu einem andern Irrthum. Diese anscheinende Hitze, womit er so schnell jeden kommenden Frühling aufbrach; diese ungeduldige Eile, womit er oft schon ein Heer geschlagen hatte, und vor den Hauptstädten der Provinzen lag, wenn sie ihn kaum über den Grenzen glaubten; diese reissende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge die feindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor sich rollte, von ihren Bergen, aus ihren Verschanzungen stürmte, in die Hauptstadt zusammenpreßte, belagerte, über Felsen und Ströme unter tausend Gefahren einen andern Feind suchte,

ihn sah, und in alle Winde zerstreute; durch neue Provinzen einer noch stolzern siegreichen Macht entgegen ging, sie angriff, vernichtete, Alles, was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der Gebirge jagte, und nicht eher, als nach Eroberung einer Hauptstadt und eines ganzen feindlichen Heeres, ruhte: die erstaunungswürdige Hitze, Eile, Gewalt, was läßt sie anders, als den entschiedensten Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eigenen Rauhigkeit, Wildheit, Härte, vermuthen? Wahrlich! kein Alexander Griechenlands oder Nordens, wie sehr seine Leidenschaft Krieg und Geräusch der Waffen seine Wollust war, ist je mit so ungestümmen Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Siege geeilt, als dieser so gefürchtete, schreckliche, friedliebende Weise, der, weil er Alles ist, was er will, auch das in der Vollkommenheit war, was er nur aus Nothwendigkeit wollte; das, was mit den natürlichen Neigungen seines Herzens vielleicht am meisten streitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völlig sich selbst gelassen handelt, in seiner Familienliebe und Freundschaft, in seinen Vergnügungen, in den Arbeiten seiner müßigen Augenblicke: wo ist da Spur oder Verdacht eines wilden, kriegerischen Geistes? Blickt nicht überall ein sanfter, zärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene Entfernung von allen geräuschvollen, lärmenden Ergötzungen, wie die der Jagd sind; jene Sprache, die er nicht

bloß als Sprache der Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe spricht, und ihr so gerne, für Feinheit und Geschliffenheit, ein wenig Schwäche vergiebt: jener entschiedene Geschmack für diejenige unter allen Künsten, die am meisten zum Herzen redet; jenes Instrument, auf welchem er Meister und im Ausdrucke des Zärtlichen groß war, das weichste und sanfteste unter allen; jener Tonkünstler, dem er, wegen der Anmuth des Satzes und der Lieblichkeit des Gesanges, vor allen den Preis gab; wie sehr verkündigt das Alles natürliche Milde, Empfindsamkeit, Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauern, oder mehr ihm Glück wünschen, daß ihn die Vorsehung auf einen Thron rief, dessen wichtigste Pflichten ihm so wahrscheinlich eine stete Verleugnung kosteten? Bedauern werden wir ihn mit der ersten Empfindung; aber Glück werden wir ihm nach der überlegung wünschen: daß eine so völlige Selbstbeherrschung, eine so wunderthätige Kraft des Entschlusses, die höchste Ehre der Menschheit, und sie fühlen und üben, die edelste aller Wollüste ist.

Nicht so glänzend, wie der Held im Feldlager und an der Spitze des Heeres, aber in der That noch bewunderungswürdiger ist der stille, ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten und Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Vaterlandes und die Ehre des Thrones, und einmal beschlossen konnten Thaten von solcher

Wichtigkeit einen so großen Geist nicht anders als anziehen: aber jede Klage und jede Bitte hören, auf jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Aufmerksamkeit auch des mindesten Unterthanen erwiedern, und nie von dem einmal gemachten Gesetze sich lossprechen, nie diese oft so verächtlich scheinenden, über ihre Geringfügigkeit mühsamen und ihre Einerleiheit peinlichen Arbeiten bis zum kommenden Tage aussetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entschlusses kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, auch da, wo sie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch so einzelne, feine, in dem Gewirre aller so leicht sich verlierende Fäden verknüpft ist! Und kannte noch dieser Monarch nicht Arbeiten von ganz anderer Natur! Aber so geliebt, geschmeichelt, begünstiget von den Musen, sich ihnen entwinden, ihren so mächtigen, durch Unschuld selbst so verführerischen, immer schönern und immer gefährlichen Reizen widerstehen, um freiwillig auch die kleinsten, reizlosesten Pflichten zu erfüllen, und in dieser Denkungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweist einen Adel und Größe, die, wenn sie nicht eben so sehr die Einbildungskraft füllt, wenigstens in den Augen der Vernunft erhabener, als selbst die kühnste Entschlossenheit in Gefahr ist! —

Diese Herablassung des Königs, diese Achtung, deren er alle, auch seine geringsten Unterthanen würdigt, ist das festeste Band der Liebe zwischen

ihm und dem Volke. Wenn schon Größe an sich mit so wunderthätiger Kraft auf die Gemüther wirkt, mit welcher Kraft muß erst Güte in Verbindung mit Größe wirken? Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorsehung und gegen ihn, unter tausend Wünschen für die Verlängerung seines Lebens, feiert alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich ist, diesen Tag; feiern ihn mit vorzüglichem Rechte wir, da er mit so herablassender Aufmerksamkeit auch für uns, auch nun noch jüngst durch die weise Einrichtung unserer Arbeiten, sorgte. — Aber wie, theure Jünglinge, wollen wir ihn feiern, diesen Tag, und was nennen wir feiern? Nur das: von gewöhnlichen Arbeiten des Lebens ausruhen, und den erschlafften Kräften durch Ergötzlichkeiten Spannung und Ton zurückgeben? Oder nicht vielmehr das: den Blick der Seele zu ihrer Erleuchtung und Vervollkommnung in sich selbst kehren, alle die Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorsätze fassen und erneuern, durch welche das übrige Leben regiert werden soll? Wenn wir auf diese bessere würdigere Art einen Tag, wie den heutigen, feiern: was für Ermunterungen zur Erfüllung unsers Berufs werden wir selbst in der Größe des Königs finden!

Dem erleuchteten, weisen Weltbürger ist der Gedanke an einen Vater der Natur, dessen Zwecke lauter Güte, so wie seine Mittel lauter Weisheit sind, nicht nur ein entzückendes Licht für den

Geist; er ist ihm auch eine belebende Kraft für das Herz: ein lauter, alle Begierden der Seele weckender, unwiderstehlicher Aufruf zur Tugend.

Nichts erhöht ihn in seinen eigenen Augen so sehr, und nichts entzündet ihn mit einer so brennenden Liebe seiner Pflichten, als die Erkenntniß: daß er durch Tugend mit diesem Vater der Natur in Gemeinschaft tritt, daß er durch sie in seinem kleinen Wirkungskreise das Gegenbild Gottes in dem unermeßlichen des Weltalls wird; und, da sein kleiner Kreis von jenem unermeßlichen ein Theil ist: daß er durch Tugend gleichsam an der Seite des allerhöchsten der Wesen, ein Freund, eine Gehülfe der Gottheit, zu ihren Absichten mitwirkt. Und so, wie diese Erkenntniß den Weltbürger, sollte nicht eben so den edeldenkenden Bürger des Staats der stolze Gedanken rühren: daß die Absicht, der er sich widmet, mag sie Aufklärung und Sittenbesserung des Volks, oder Dienst im Tempel der Gerechtigkeit, oder Sorge für das Leben der Bürger seyn, in den Plan seines wohlthätigen, großen, erhabenen Monarchen mit eingeflochten, mit unter denen ist, die seine eigene königliche Seele beschäftigen? Sollte ihn nicht der stolze Gedanke rühren, daß er sich durch redliche, eifrige Erfüllung seines Berufs mit einem so erhabenen Geiste zu Einem Werke verbindet, und in einem höhern Sinne des Worts, sein Gesellschafter und Freund wird, als Manche — die nur ihrer Geburt wegen sein Angesicht sehen

und die Vergnügungen seiner Tafel theilen? Lassen sie uns trachten, theure Jünglinge, daß wir ihm ähnlich werden! Wenn es, ohngeachtet der Unendlichkeit des Abstandes, kein sinnloser, sondern vielmehr der erhabenste aller Gedanken ist: Gott nachahmen; so ist es, bei einem zwar großen, aber doch nur endlichen Abstande, noch weit weniger ein sinnloser, es ist ein würdiger, edler Gedanke, dem König nachahmen. Denn was heißt es im Grunde mehr, als so wie Er, die ganze Natur seines Berufs erforschen, die Erfüllung der Pflichten dieses Berufs zur herrschenden Neigung seiner Seele machen, ihr muthig alle übrigen unterwerfen und unermüdet alle seine Thätigkeit gegen den erkannten Punkt der Vollkommenheit richten? Wenn wir gut und bei vorzüglichern Kräften groß sind, so sind wir's überall, auf dem Throne, im Pallaste, in der Hütte nur durch Eine Tugend. Der Unterschied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz, und an Herrlichkeit, ist unendlich; aber im Grunde und im Wesen ist es die nämliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt erleuchtet.

Engel.

---

2) Von dem Bunde der Religion mit der Kunst.

Von einem Zeitalter, das sich wie das unsere nach allen Richtungen durch Extreme hindurchzudrängen scheinet, ist es sehr begreiflich, daß es sich auch in Hinsicht auf Religion und Kunst durch Extreme auszeichnen werde, wie es denn auch wirklich die Geschichte des Tages nicht unbestätiget läßt. Indem ein Theil, besonders in dem jüngern auffliegenden Alter, keine andere, als eine bloß ästhetische Religion zu kennen scheinet, um dem trocknen, vernunftlosen Verstande zu entkommen: so will der andere Theil von Religion alle Ästhetik getrennt wissen, um der Phantasie, der Schwärmerei, wie sie sagen, Thür und Thor zu verriegeln.

Schon dieser bloße Widerspruch könnte jeden, dem die Religion heilig, und die Kunst theuer ist, ermuntern, den Anzeigen der Wahrheit, die zwischen Extremen in Mitte liegen muß, mit ernstem Fleiße nachzugehen, die tiefliegende mit der Eifersucht der Liebe zu suchen, die gefundene in ihrer Fülle zu ergreifen, und in ihrem eigenen Lichte darzustellen.

Fern von aller polemischen Neigung, mich in Mitte zwischen streitenden Meinungen zu stellen, sehe ich die Wahrheit lieber so an, als wenn

sie keine Gegner hätte, und werde sie auch bei dem schönen Anlasse, den mir das heutige, akademische Fest darbeut, indem ich einen jungen, talentreichen Mann in die gelehrte Welt, und in den Chor der Doktoren einzuführen habe, so darstellen, als wenn sie von jeher die Überzeugung aller denkenden und fühlenden Menschen gewesen wäre, wie sie es denn gewiß auch war bei allen denen, die sich selbst ganz verstanden hatten, und genau wußten, was sie wollten.

Die alte Frage, wie verhalten sich Religion und Kunst zu einander, löset sich mir nämlich so:

„Die Religion steht mit der Kunst in einem Bunde, der nicht zufällig, nicht verabredet, sondern nothwendig, wesentlich, der nicht heut oder gestern entstanden, sondern ewig ist.“

Meine Zuhörer werden die unendlichen Folgen, die in dieser Lehre liegen, mit ihrem Scharfsinne wohl selbst aufspüren, indem ich mich darauf beschränken muß, bloß sie, die Wahrheit selber, als wenn sie keine Folgen hätte, in ihrer innern Kraft und Herrlichkeit mehr anzudeuten als darzustellen.

* * *

Wenn ich von dem wesentlichen, ewigen Bunde zwischen Religion und Kunst rede, so meine ich schon gar nicht die bloß politische Religion, die das Ewige zur Nothhülfe des Zeitlichen macht; —

meine nicht die bloß ästhetische Religion, die nur in unbestimmten Gefühlen des Göttlichen schwimmt; meine nicht die Religion des bloßen Begriffes, die nie das Herz ergreift, und das Leben begeistert; meine auch nicht die bloß moralische Religion, die nur die Tugend vergöttert, und keinen andern Gott als das Gewissen und die Selbstständigkeit des Tugendhaften anbetet; — sondern ich meine nur die Eine, die wahre, die ewige Religion, die nach dem Ausdrucke eines unserer merkwürdigern Zeitgenossen, die Religion der ersten Menschen, älter als aller Irrthum, und aller Götzendienst war, und die in Christus mit aller Fülle jenes Lichtes sich offenbarte, welches theils ganz verdunkelt, theils noch in andeutender Hülle verborgen war. Und diese Eine, wahre, ewige Religion will ich jetzt nicht nach ihren Grundlehren, die sie dem Glauben darlegt, nicht nach ihren hohen Mustern, die sie der Nachahmung empfiehlt, nicht nach ihren tiefen Wirkungen in der Welt, die das Beste und Höchste in der Weltgeschichte ausmachen, sondern nach ihrem innern Seyn im Menschen, betrachten.

Die Eine, wahre, ewige Religion, nach ihrem innern lebendigen Seyn im Menschen betrachtet, ist aber nichts als das Leben des kindlichen Gemüthes in dem Einen, wahren Gott, ist nichts anders, als das Leben des Glaubens, der in

Gott als der ewigen Wahrheit; das Leben der Liebe, die in Gott als der ewigen Schönheit; das Leben der Zuversicht, die in Gott als der ewigen Liebe den Einen unwandelbaren Ruhepunkt gefunden hat. Nur diese Religion ist da, wo sie ist, innerlich, ist innig, ist Geist und Leben, ist unsichtbar.

Die Religion, als das innere Leben, hat aber einen unaustilgbaren Instinkt, sich zu offenbaren, sich anschaubar, hörbar, genießbar zu machen, sich in einen Leib zu gestalten, in dem sie gesehen, gehört, gefühlt, genossen werden kann; denn sie ist eine Flamme aus der höhern ewigen Welt, die im Gemüthe lebend und webend sich unmöglich halten kann, sondern sich offenbaren muß, sich außer sich bewegen muß, die empfänglichen Gemüther ergreifen, durchdringen, sich gleichmachen, und mit sich vereinigen muß.

Insofern nun das innere Leben der Religion sich offenbaret, sich äußerlich machet, ist sie, was sie heißt, die äußere Religion; insofern sie empfängliche Gemüther ergreift, durchdringt, und mit sich vereiniget, wird sie eine gesellige, eine gesellschaftliche, eine unzählige Glieder in Einen Leib bindende, Religion.

Die eine wahre, ewige Religion hat also in sich einen unendlichen Trieb sich zu offenbaren, sich äußerlich darzustellen, hat einen unendlichen Trieb in sich, entzündbare Gemüther zu entzünden, und mit dem Feuer ihres Geistes zu taufen.

Nun sind wir bei der eigentlichen Frage, die nicht nur die fruchtbarste Antwort in sich trägt, sondern die sich auch selbst beantwortet —

Bei der Frage:

Wenn die Religion ein inneres Leben ist; wenn sie ein unsichtbares Leben ist, das sich nothwendig sichtbar, äußerlich machen will; wenn sie durch Selbstoffenbarung empfängliche Gemüther ergreifen, durchdringen, und mit sich vereinigen will — deutlicher, und mit einem Worte, wenn sie Kirche werden, als Kirche in der Welt erscheinen, und in der Welt leben will, so wird sie wohl auch Organe ihrer Offenbarung, Organe der Vereinigung der Menschen haben? Und diese Werkzeuge ihrer Offenbarung, ihrer Menscheneinigung werden wohl Kinder ihres Geistes, so edel, so groß, so heilig, so himmlisch seyn müssen wie sie? Und diese himmlischen Organe, die das Leben der Religion offenbaren, die es in empfänglichen Gemüthern entzünden, die die Religion als Kirche darstellen, was sind sie anders als die Eine heilige Kunst, die das Leben der Religion im äußern offenbart, die es in empfänglichen Gemüthern entzündet, die es in einem Vereine gleichfühlender Wesen darstellt?

Es gibt also, so wie Eine wahre, ewige Religion, so eine heilige Kunst, die das Leben der Religion heraus-bildet, und in empfängliche Gemüther ein-bildet, und wie in Einem Leibe mehrerer von Einem Geiste belebter Glieder ab-bildet.

Diese heilige Kunst, die in ihrem Wesen Eine und dieselbe ist, was wirket sie denn aber, wenn sie in ihrem heiligen Berufe thätig ist?

Diese Eine heilige Kunst, wenn sie in ihrem Berufe arbeitet, sehe ich vorerst, in sich gesenkt, sinnen und sinnen, wie sie für die religiösen Gemüther eine Stätte zur Vereinigung, eine Stätte zur Offenbarung ihrer Gefühle, in der Idee entwerfen, und die entworfene außer sich im Raume darstellen möge; ich sehe sie, wie sie (um mit einem zu frühe Verblichenen zu reden), den Sternenhimmel als die große Domkirche des Naturtempels ansehend, und ahnend, was kein Sternenhimmel ausdrücken kann, dieselbe Domkirche des Naturtempels, und was über den Sternen liegt, auf Erde nachbildet, und eine Peterskirche in Rom, eine Paulskirche in London, oder um tief, tief herabzusteigen, eine Stephanskirche in Wien, eine Frauenkirche in München, eine Martinskirche in Landshut entwirft und darstellt —

Die Eine heilige Kunst ist bauend, ist Baukunst geworden.

Die Eine heilige Kunst, nicht zufrieden, eine hohe, lichte Stätte, die durch ihre Größe an Unermeßlichkeit des schaffenden Gottes erinnert, gebaut zu haben, immer von neuer Fülle der Begeisterung gedrängt, immer neu geschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestaltungen auszudrücken, kann nicht ruhen, bis sie das innere

Leben der Religion so wunderbar kräftig ausgesprochen hat, daß es aus Holz, aus Elfenbein, aus Stein, aus Marmor, aus Erz, daß es von der Leinwand und von den Mauern, und von der Decke des Tempels herab-spreche an das fromme Herz der Gemeine; daß das Leben der Religion sich von nun an — auch in feststehenden, unbewegten Statüen bewege; daß es von nun an auch in stummen Gemälden predige; daß es von nun an in allen Sprachenarten Eine Sprache führe, kurz: die eine heilige Kunst ist zeichnende, ist bildende Kunst geworden, ist insbesondere bild-hauend, bildmalend geworden.

Die Eine heilige Kunst, noch nicht zufrieden, das Leben der Religion durch Gemälde, Statüen u. dgl. dargestellt zu haben, immer von neuer Fülle der Begeisterung gedrängt, immer neu geschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestalten auszudrücken, ruhet nicht, bis sie die Gesinnungen der Religion noch weit eindringlicher in himmlischen Gesängen darstellend, die Menschenstimme besonders zum dolmetschenden Organe der Religion eingeweihet hat, daß sie, singend und lehrend — nur Gottes Wunder verkünde, d. i. die Eine heilige Kunst ist nun auch heilige Redekunst, heilige Poesie geworden. Jetzt betet die Gemeine an — denn das lebendige Wort der Religion hat sie durchdrungen, das lebendige Gefühl der Religion hat sie zum Lobe Gottes beflügelt.

Die Eine heilige Kunst, noch nicht zufrieden, in himmlischen Gesängen und heiligen Reden das Leben der Religion ausgedrückt zu haben, immer gedrängt von neuer Fülle der Begeisterung, immer neu geschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestaltungen auszudrücken, ruhet nicht, bis sie die tiefsten Gefühle der Religion zum höchsten Schwunge gebracht, bis sie die Töne der Menschen, und die tiefverborgenen Töne der Saiten, und die Töne der Orgel, und die Töne unzähliger anderer Instrumente, zum wundervollen Einklange untereinander, und mit dem Liede der Sphären zusammenstimmen gemacht hat, bis sie himmlische Musik geworden ist, und das große Hallelujah der obern Chöre im Himmel, in den niedern Chören der Erde nachtönet.

Die Eine heilige Kunst, noch nicht zufrieden, das Leben der Religion, durch die Sprache der Engel, durch Musik, ausgedrückt zu haben, immer neugedrängt von neuer Fülle der Begeisterung, immer neugeschäftig, das Leben der Religion in neuen Gestaltungen zu offenbaren, ruhet nicht, bis sie den schönsten Nachhall der Poesie und der Musik — ein neues, kräftiges Organ, die Völker zur Andacht zu sammeln, und die Gemüther zur Andacht zu stimmen, ich meine, die Sprache der Glocke erschaffen hat — die an Schiller einen würdigen Apologeten gefunden hätte, wenn sie eines bedürfte, und die nur ein niederer Ökonomistengeist verkennen kann.

Die Eine heilige Kunst schämt sich also nicht, eine Vollenderin der Poesie und Musik durch die Sprache der Glocke geworden zu seyn.

Die Eine heilige Kunst, nicht zufrieden, die Völker zur Andacht versammelt, und zur Andacht gestimmt zu haben, immer neugedrängt von neuer Fülle der Begeisterung, immer neugeschäftig, das Leben der Religion durch neue Gestaltungen auszudrücken, ruhet nicht, bis sie allem, was in der äußerlichen, geselligen Religion in das Auge fallen kann, jenes Gepräge von Reinheit, von Schönheit, von Glanz, von Harmonie gegeben hat, das im Stande ist, die Gemüther zur Lauterkeit, zur Schönheit, zur unwandelbaren Harmonie zu erheben. Sie schämt sich also nicht, das Köstlichste, was die Erde in ihrem Schooße erzeuget, Edelsteine, Gold, Silber zu Symbolen der innern Geisteslauterkeit, Schönheit, Festigkeit, einzuweihen. Sie weiß wohl, daß Christus arm war, nicht habend, wo er sein Haupt hinlehnte, daß Maria, die seligste, arm war, daß die heiligen Apostel arm waren, daß alle große Menschen aller Zeiten kein sonderliches Gewicht auf Gold, Silber, Edelsteine gelegt haben; aber sie weiß auch, daß das Gemüth im Drange, die Schönheit des innern heiligen Lebens auszudrücken, nicht zerbrochene Töpfe, nicht Kehrkoth und Staubbesen zu Denkbildern seines Strebens, sondern vielmehr den köstlichsten Edelstein zum Sinnbilde seiner Lauterkeit, das feinste Gold zum Sinnbilde seiner

Reinheit, und die unerschütterten Felsen zum Sinnbilde seiner innern Festigkeit macht.

Die heilige Kunst ist also, als Inbegriff der schönen Künste, und als Freundin aller übrigen Künste, ein Organ der Einen ewigen Religion, sie zu offenbaren, sie in empfängliche Gemüther einzubilden, sie im Verein harmonischer Gemüther als Kirche darzustellen. So groß und herrlich aber dies alles immer seyn mag, so ist es doch nicht alles. Denn die Eine ewige Religion hat nicht nur in den Gemüthern, darin sie wirklich wohnt, ein Leben nach außen, wodurch die innere Religion geoffenbart, wodurch sie in empfänglichen Gemüthern gewecket, wodurch die harmonischen Gemüther zu einem Leibe verbunden werden: die Eine, wahre Religion hat auch ein Leben hinein, ein Leben zurück, ein Leben tief einwärts: Denn die heilige Flamme, die z. B. von tausend Gemüthern ausströmt, um sich zu offenbaren, um sich mit ihres Gleichen zu vereinigen, fällt — durch diese Offenbarung und Vereinigung, mit tausendfach verstärkter Feuerkraft auf den alten Heerd, aus dem sie aufgestiegen ist, auf dieselben Gemüther zurück, und zurückfallend, erhält sie die Flamme da, wo sie noch lebt, stärkt sie, wo sie erschwacht, erhöhet sie, wo sie zu sinken beginnt.

Das Leben der Religion, das in die bewegten Gemüther zurückströmt, ist also dreifach, denn die Darstellung des Innern im Äußern erhält

das innere Feuer, daß es nicht ganz erlösche, stärket es, daß es nicht sinke, erhöhet es, daß es sich vielmehr noch kräftiger schwinge.

Wenn nun aber die Religion neben dem Leben, das nach außen geht, auch ein Leben hat, das zurück und nach innen, und in die bewegten Gemüther tief einwärts, geht: so hat die Eine heilige Kunst eine neue Dignität; sie ist nicht bloß ein Organ der Religion nach außen, sie ist auch ein Organ der Religion nach innen. Und alle Bewegungen, die die heilige Kunst macht, um die Religion nach außen zu offenbaren, sind gerade dieselben, die sie macht, um das Leben der Religion nach innen zurückzubilden. Die nämliche Musik z. B. die die innere Andacht offenbart, die nämliche Musik erhält, stärkt und erhöhet sie auch da, wo sie ist, (so wie sie sie wecket da, wo sie noch nicht ist, aber doch Empfänglichkeit dafür nicht mangelt, und die Glieder, die zerstreut sind, zu einem Leibe einiget).

Nach diesen Ideen, die jedes religiöse Gemüth in sich vorfinden kann, und vorfinden muß, wenn es sich selber versteht, diesen Ideen zufolge kann ich nun den nothwendigen, wesentlichen, ewigen Bund der Religion mit der Kunst, mit einer solchen Klarheit und Unwiderstehlichkeit, darthun, daß die Fülle des Lichtes fast eher das Gemüth erdrücken möchte, als noch einem Zweifel Raum gestatten.

Diesen Ideen zufolge, steht also erstens: die Eine, ewige Religion mit der heiligen Kunst

in einem Bunde, und in einem zweifachen Bunde. Denn, da das Leben der Religion zweifach ist, eines nach außen, und eines nach innen; da ferner das Leben nach außen ein Organ zur Selbstoffenbarung, und das Leben nach innen, ein Organ zur Selbsterhaltung, Stärkung und Erhöhung bedarf; da dieses zweifache Organ in und mit der heiligen Kunst gegeben ist; so steht die Religion mit der Kunst in einem Bunde, und in einem zweifachen Bunde. Wie z. B. dein Auge die Liebe deines Herzens offenbaret, und zugleich die Liebe des andern wahrnehmend, die deine erhält, stärket, erhöhet, so ist die heilige Kunst gleichsam das Auge der Religion, das ihr Leben offenbart, und ihr Leben erhält, stärket, erhöhet. Und wie dein menschliches Leben, ich meine das Leben der Liebe, mit deinem Auge in einem zweifachen Bunde steht: so steht auch das Leben der Religion mit der heiligen Kunst im Doppelbunde.

Dieser Doppelbund der Religion mit der Kunst ist zweitens: kein zufälliger, verabredeter, er ist ein nothwendiger, er ist ein wesentlicher Bund. Denn, da die Religion als inneres Leben einen unendlichen Trieb hat, sich selbst zu offenbaren, und durch Selbstoffenbarung die empfänglichern Gemüther zu ergreifen, mit sich zu vereinigen, und durch Vereinigung sich selber zu stärken und zu erhöhen: so ist es der Religion gerade so wesentlich, ihr inneres Leben durch

die schönen Künste, durch Ton, Farbe, Rede, Gesang, oder wie immer äußerlich zu machen, das geheime himmlische Feuer zu offenbaren, als es dem irdischen Feuer natürlich ist, durch Licht und Wärme sein Daseyn zu verkünden. Es ist also ein wesentliches Bündniß zwischen der ewigen Religion und der heiligen Kunst, das keiner besondern Errichtung bedarf, das vielmehr in dem Leben der Religion, und in dem Leben der schönen Künste gegeben ist. Und eine Religion, die diesen Bund mit den schönen Künsten aufgibt, ist entweder eine Leiche geworden, oder mit sich selbst im Widerspruche; sie ist todt, ist Leiche, wenn sich kein Offenbarungstrieb mehr in ihr reget; sie ist mit sich selbst im Widerspruche, wenn sie sich offenbaren will, ohne die wesentlichen Organe der Offenbarung in Bewegung zu setzen. Wer seinen Gott stets so verborgen im Gemüthe trägt, daß sich nie etwas davon in seinem Antlitz, in seiner Geberde, in seinem Ton, in seinem äußern Leben reget: der trägt ihn gar nicht in sich. Vielmehr, wie es der ewigen Liebe eigen ist, sich in einem ewigen Worte auszusprechen, und dies ewige Wort durch Schöpfung und Regierung aller Dinge kund zu thun: so ist es der Religion unmöglich, sich in sich zu verschließen; so ist auch darin Gottes Ebenbild, daß ihr der Offenbarungstrieb so wesentlich ist, wie Gott dem Vater die Aussprechung des ewigen Wortes.

Dieser Doppelbund der Religion mit der Kunst ist drittens: nicht heut oder gestern entstanden, sondern ein ewiger Bund. Denn, so wie das Feuer nicht heut oder gestern in der großen Schule der Natur die Kunst gelernt, durch Licht und Wärme sein Daseyn zu verkünden, sondern diese Ankündigung des Feuers durch Licht und Wärme, so alt ist als die Natur: gerade so hat die Religion nicht erst heut oder gestern die Kunst gelernt, durch Ton, Farbe, Rede, Gesang u. s. w. ihr Daseyn zu verkünden. Diese Selbstankündigung durch die heilige Kunst, die ihre Kinder, — die schönen Künste — erst recht schön, reich an innerer Wahrheit und Schönheitfülle macht, ist so alt als die Religion, ist ewig. Dies zeigt sich recht deutlich in der vergeblichen Bemühung der Menschen, die Kunst von der Religion zu trennen; sie können die Religion nicht von der Erde tilgen, weil sie ewig ist, und die heilige Kunst nicht von der Religion trennen, weil die concordia der Religion mit der Kunst ewig ist, wie die Religion selbst. Und wie einst die christliche Religion aus dem Blute der Märtyrer, wie aus einem göttlichen Samen, neulebendig hervorging: so wird auch die Kunst aus den Trümmern der Künste neulebendig hervorgehen müssen. Denn aller Vandalismus aller Zeiten diente nur dazu, durch Zerstörung der Künste die Kunst neu zu erwecken.

Wenn nun aber der Bund der Einen ewigen Religion mit der heiligen Kunst ein wesentlicher,

ein ewiger Bund ist: wie kommt es denn, daß die schönen Künste, so wie sie sich gewöhnlich zeigen, selber nichts von diesem Bunde mit der Religion zu kennen scheinen? Dies ist der erste Einwurf, den ich in den Gemüthern einiger meiner Zuhörer lesen kann. Du sprichst, sagen sie, von einer heiligen Kunst, und die Künste sind so unheilig, wie alles andere, also träumest du ja?

Ich weiß wohl, daß die schönen Künste unheilig geworden sind. Dies ist aber kein Wunder, denn die schönen Künste sind des Menschen, sie müssen sich also von ihrem Ursprunge und von ihrem angebornen Adel gerade so weit entfernt haben, als die Menschheit selber. Oder mit andern Worten: die Menschen sind von der Idee der Kunst gerade so abgefallen, wie von der Idee der Religion. Wenn das Ganze abwärts stürzt, so stürzen auch die Theile mit. Und, wenn ich die ganze Wahrheit sagen soll, wie sie mir erscheint, so muß ich die Kunst in einem dreifachen Gewande betrachten. Es gibt eine Kunst, die das Sklavengewand trägt, die im Stande der tiefsten Erniedrigung lebet, die dem Tode dient. Z. B. Sobald sich die schöne Kunst dazu erniedrigen läßt, daß sie der Thorheit der Zeit schmeichelt, daß sie das mächtige Laster mit Lobgesang ehret, daß sie den kühnen Frevel mit Blumen krönet, daß sie der gebietenden Lüge huldiget: so ist sie aus einer freien Herrscherin eine niedere Sklavin geworden, so trägt sie die

Fessel der Missethäterin am Bein, so arbeitet sie im Solde der Vergänglichkeit. Und dies ist die schöne Kunst in ihrem tiefsten Verfalle, in ihrer häßlichsten Entartung.

Es ist aber nicht alle Kunst so tief gesunken, denn es gibt eine schöne Kunst, die im reinlichsten Werktagsgewande einhergeht, die im Dienste der schuldlosen Fröhlichkeit arbeitet, die da hundert Tanzfüße in Bewegung setzet, um die Gemüther auf ein Stündchen ihres Elendes vergessen zu machen; die dort durch hüpfende Lieder die Grillen verscheuchet von den grämlichen Stirnen; die das gesellige Leben mit muntern Scherzen und lieblichen Gemälden verschönert ... dies ist die schöne Kunst, die sich in Mitte hält zwischen ihrem hohen Ursprung und ihrem tiefen Abfalle; zu schwach, um die Herrlichkeit ihrer Abkunft zu ahnen, zu bieder, um nach dem Beifalle des Verbrechens zu buhlen, geht sie im schlichten, ehrlichen Werktagsrocke einher.

In unendlicher Ferne von der Kunst im Sklavengewande, und ungleich höher als die Kunst im Werktagsgewande, steht die Kunst im festlichen Kleide, sie trinkt aus der Quelle der Heimath, sie trägt an der Brust den Stern der ewigen Welt. Sie, diese Tochter des Himmels, dienet nur dem Heiligen, es sey nun die Religion selber, das Heiligste, das sie offenbart, oder etwas, das von der Religion höhere Bedeu-

tung, höhere Sanction, höheres Leben empfängt. Denn, wenn z. B. die Musik ins Feld zieht, und Schlachten gewinnt für den Heerd des Vaterlandes, auch dann ist die Kunst im Dienste des Heiligen.

So viel ist also entschieden: so lange die Kunst in ihrem höchsten Berufe ist, so lange in ihr die Flamme ihres Ursprunges wehet, so ist sie im Dienste der Religion, mittelbar oder unmittelbar.

Eine zweite Frage treibt uns noch näher zur Anschauung der bestimmtesten Wahrheit: Wenn die Eine heilige Kunst ihre Wunder auslegt in Tempeln, die sie erbauet, in Gemälden und Statüen, die sie beseelet, in Gesängen, die sie eingibt, in Reden, dazu sie begeistert, in wundervollen Harmonien, die sie durch geistvolle Töne ausdrückt und in horchenden Gemüthern erzeugt: ist denn dies ihr erstes und höchstes Wunder, das sie verrichtet?

Ich antworte, sicher, daß mir die Wahrheit den Beifall zusagt: dieses Wunder der schönen Künste ist nicht das erste Wunder der heiligen Kunst, und nicht das höchste, aber es gehet aus dem ersten hervor, und führet zum höchsten.

Es ist nicht das erste Wunder der Kunst. Denn die heilige Kunst offenbart das innere Leben der Religion nicht bloß in Tempeln, die sie erbaut, in himmlischen Gesängen, die sie eingibt, in geistvollen Reden, die sie ausspricht, in Gemälden, Statüen, die sie beseelet, in wunder-

vollen Harmonien, die sie in horchenden Gemüthern erzeugt: sondern sie offenbart das Leben der Religion noch in einem höhern Kunststyle — und allererst — Worin? — in dem Antlitze, in den Mienen, in den Geberden, in allen Handlungen, in dem ganzen Leben des von Religion durchdrungenen Menschen; da fallen alle einzelne schönen Künste in Eine zusammen, und haben alle Ein volles Leben. Denn das Leben des Religiösen ist der schönste Tempel Gottes, und der reinste Gottesdienst; das Leben des Religiösen ist selbst die herrlichste Musik, ist selbst das schönste Tableau, die sprechendste Statüe, ist die schöne Rede — gleichsam ein Wort Gottes, ist ein himmlisches Lied auf Erden gesungen. Also das ganze Leben eines von Religion beseelten Menschen ist eben das erste Kunstwerk, weil sich die himmlische Liebe, weil sich der göttliche Friede, weil sich die unumwölkte Zuversicht des Geistes darin abbildet, und ungleich trefflicher abbildet, als sie sich auf Stein, auf Leinwand, durch Töne u. dgl. nicht abbilden kann, und abbilden muß, ehe sie sich in getrennten äußern Formen dem Menschen darstellen kann.

Dies Wunder der schönen Künste ist nicht das höchste... Denn wenn unzählige religiöse Menschen, derer jedes einzelnes Leben ein herrliches Kunstwerk ist, nemlich die lebendige Darstellung der Liebe, des Friedens, der Zuversicht, als so

viele Glieder Einen Leib bilden, die alle Eine Liebe beseelt, alle Ein Friede befestiget, alle Eine Zuversicht hebet: so fällt es ja von selbst in die Augen, daß die Religion, als Kirche dargestellt, im Verein der religiösen Menschen, das höchste Kunstwerk aller Kunstwerke seyn müsse, weil es ein Inbegriff unzähliger Kunstwerke ist, die alle Ein Ganzes bilden.

Wenn nun aber das Leben des Religiösen das erste Kunstwerk und der Verein religiöser Menschen, der Einen Leib aus allen einzelnen Gliedern gestaltet, das höchste Kunstwerk ist: so ist es wohl auch offenbar, daß die schönen Künste, wenn sie als Organe der Religion dienen, die sie offenbaren und verstärken, nur Entfaltungen der Einen heiligen Kunst seyn können, und aus dem Leben des Religiösen hervorgehen müssen, und nichts höheres darstellen können, als die Einheit aller religiösen Menschen, als den Verein der Gottseligen, und zu nichts höherem führen können, als zur Vereinigung religiöser Menschen in Einem heiligen Leibe.

Das ist die einfache Lehre von dem Bunde mit der Religion mit der Kunst, die nicht verstanden werden kann, als von einem Herzen, das sich mit der Religion wieder ausgesöhnet hat, und verstanden — nicht umhin kann, den Einen Geist überall zu verrathen, der als ursprüngliches Leben, in frommen Gemüthern, und als eingepflanztes Leben, in den schönen Künsten wohnet, die ihren Adel noch nicht verloren haben, aber von profanen Gemüthern wie von profanen Künstlern verkannt, verschmähet, und zertreten wird.

J. M. Sailer.

3) Vom Begriff der schönen Wissenschaften insonderheit für die Jugend.

Die Jugend ist das schöne Alter des menschlichen Lebens: sie liebet und übt also auch nichts so gern, als was ihr schön dünkt. Schöne Wissenschaften, schöne Künste sind die süßen Lockspeisen, die sie anziehn, die Früchte hesperidischer Gärten, die sie bezaubern. Das Nützlichste darf nur schwer seyn, oder eine ernste traurige Gestalt haben: so flieht sie's, wie das Gespräch trockner Greise; das Nutzloseste darf nur durch seine leichte gefällige Miene einladen, so wird es gesucht, geliebt, geachtet.

Wie nun? ist dieser Trieb der Natur, dieser Hang und Zug zu allem, was wohlgefällig und schön ist, zu verachten? Beging die Natur eine Sünde, da sie uns diese Neigung in das Herz gab, und insonderheit die Jahre des ersten Aufwachens ins menschliche Leben damit schmückte? Beging sie eine Sünde, da sie so viele Gestalten um uns mit Anmuth bekleidete, und die ersten Jahre des Lebens auch zum Frühlinge menschlicher Empfindung machte? Ists verboten, das Schönste statt des Häßlichsten zu wählen? ist's auch in den Wissenschaften verboten? In ihnen, die die Zierde der menschlichen Natur sind, warum sollte man

in ihnen nicht auch die Zierde der Zierde, den Reiz des Reizes suchen?

Die Natur, H. V., irrte nie; noch weniger wollte sie durch das, was sie freundliches an uns that, durch das, was sie holdseliges auf den Weg unsres Lebens legte, eine Verführerin werden. Als eine weise und gütige Mutter handelte sie, daß sie das Wahre und Gute in ihren Werken auch mit Schönheit umgab, daß sie insonderheit die ersten Jahre des menschlichen Lebens zu einem Garten gefälliger Empfindungen machte. Schon die Neuheit, womit uns die ersten Gegenstände unsers Wissens, Erkennens, Handelns, Strebens anziehen, ergötzt: die Leichtigkeit, mit der in diesen Jahren unser Blut fließt, unser Herz schlägt, unsre Seele denkt und verlanget, soll uns auch auf die beschwerlichere Höhe des menschlichen Lebens sanft hinanlocken, und mit Liebreiz an die Bande des Lebens fesseln. Wir sollen mit Lust, oft gleichsam unwissend und spielend lernen, was wir einst auch in ernstern Jahren, in beschwerlichern Verhältnissen zu üben haben: ein einladender Frühling soll uns zum Sommer, zum Herbst, zum Winter unsrer Tage leiten. Nicht nur, was wahrhaftig ist, sagt der Apostel, was ehrbar, was gerecht und sittsam, sondern auch was lieblich ist, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach. Die schönen Wissenschaften gehören also ins schöne Alter des menschlichen Le-

bens: dazu hat der Schöpfer sie, dazu hat er die Jugend, verordnet, und beide mit gegenseitiger Liebe aneinander geknüpfet.

Nun, was sind schöne Wissenschaften? Wie muß man sie lieben und treiben, daß man, was schön ist, auch schön treibe? — Beide Fragen dünken mich ihrer Nützlichkeit, ja nach der Gestalt unsers Zeitalters, selbst ihrer Nothwendigkeit wegen die beste Einleitung zu einem öffentlichen Verhör zu seyn, das, wie wir wünschen und hoffen, auch ein edler Wettstreit schöner Wissenschaften und ihrer Liebhaber seyn wird.

1) Gemeiniglich wird das Wort schön mit leicht verwechselt, denn die leichte, oft leichtsinnige Jugend fliehet nichts so sehr als Mühe und Arbeit. Was sich auf den ersten Anblick empfiehlt, was mit dem ersten Anblick zu fassen ist, wird gewählt, was Nachdenken, Eifer, Übung erfordert, wenn es auch das Nützlichste wäre, läßt man als abschreckend und häßlich liegen. In der lieben Muttersprache liest man noch allenfalls, zumal, wenn das, was man liest, auch leicht geschrieben, und uns wie Zuckerbrei in den Mund gethan wird. Etwa das Französische verbindet man noch mit dem Deutschen, theils weil die ersten Gründe dieser Sprache leicht zu fassen sind, theils weil man in ihr so manches angenehme Lockbrod hat. Da gibt es Marzipan schöner Romane, schöner Gedichte und Geschichten: Komödien und schöne

Spielwerke mancherlei Art: der Schnitt der Sprache ist galant: die Manier ihrer Reize leicht und fürs Auge: höchstens also lernt man sie. Die wahren Quellen, die ewigen Denkmale der Wissenschaft des Schönen, Griechen und Römer werden vom Jünglinge oft nicht dafür erkannt, weil die Bekanntschaft mit ihnen Mühe kostet, weil der Eingang in diese Heiligthümer durch den Vorhof einer zu erlernenden Sprache gehet. Man frage manchen, ob auch Virgil, Horaz, Cicero, Homer, Theokrit u. s. zu den schönen Wissenschaften gehören? in einer leicht zu lesenden Übersetzung oder in Ramlers Batteux wird er sagen: Ja! Im Griechischen und Latein sinds klassische Autoren, und bei vielen stehn klassische Autoren und schöne Wissenschaften weit auseinander. Gerade also die Form, die so viel zu ihrer Schönheit beiträgt, ist das, was schlaffen Lehrlingen sie zu häßlichen, d. i. zu mühsamen Schriftstellern macht, ihre beneidenswerthe Sprache. Das Äffchen möchte gern den süßen Nußkern haben, aber die Schale will es nicht knacken: es zerbisse sich sonst seine artigen Zähne.

Ist die griechische Sprache nicht eine schöne Sprache? verdienens ihre Schriftsteller nicht, daß man sie blos der Wissenschaft, d. i. der besten Regeln und Beispiele des Schönen wegen lerne? das gegenwärtige Examen wird ihre Antwort seyn. Vielleicht werden wir so viel Liebhaber der schönsten unter allen schönen Sprachen, des Griechischen

finden, als ehedem Musen waren: Neun! vielleicht auch nicht einmal so viele.

O einer trägen und üppigen Zeit, wo schön heißt, was uns leicht ist, wo angenehm ist, was uns in den Mund fliegt. Ich ging, sagt Salomo, vorüber vor dem Acker des Faulen, und vor dem Weinberge des Narren, und siehe, da waren eitel Nesseln darauf, und er stund voll Disteln, und die Mauer war eingefallen. Da ich das sah, nahm ichs zu Herzen und schauete und lernte dran. Du willst ein wenig schlafen und ein wenig schlummern und ein wenig die Hände zusammenthun, daß du ruhest. Ja schlaf noch ein wenig, und schlummre ein wenig und schlage die Hände in einander: so wird dich die Armuth übereilen wie ein Fußgänger, und der Mangel wie ein gewapneter Mann! Deine schöne Wissenschaften werden dir weder Ehre noch Brod bringen: nichts rechts hast du gelernt, dein Gemüth hast du erschlafft, deine beste Zeit, die erste Jugendkraft deiner Seele verloren. Durch das ewige Tändeln hast du dich von allem Ernst entwöhnt: durch das zu Lichte und Gespielte ist dir jede kleine Mühe, ohne die doch kein Geschäft gethan, kein Ruhm, kein Gewinn des Lebens erlangt werden kann, verdrießlich, ja gar unmöglich. Dein ewiges Zuckeressen hat dir die Zähne und die Eingeweide, den Magen und den Geschmack verdorben. In kurzer Zeit ist dir das Schöne nicht mehr schön: es ist dir selbst, weil du es mit Übermaß genoßest, langweilig und ekel: du schmachtest

wie

wie ein Kranker an den Quellen der Gesundheit, des Liebreizes der Schönheit. O höre jeder, wer zu hören ein Ohr hat: denn was ich sage, ist fürchterliche Wahrheit, schöne Wissenschaften, so getrieben, werden die häßlichsten Wissenschaften in der Folge: sie sind Syrenen, die den Jüngling locken und verführen, ihm aber zuletzt einen nackten Fischschwanz zeigen: sie sind das Zaubergeräth jener Cirze, die ihn selten in einen singenden Schwan, desto öfter aber in eine gackelnde Gans, in einen stolzirenden Pfau, in eine geschwätzige Krähe, oder gar in den Nachbar Kuckuk verwandeln. Als Kuckuk reimt er elende Verse, als Krähe wird er ein Rezensent, als Pfau und Gans wird er ein hochtrabender oder sehr angenehm gackelnder Kanzelredner.

Jede Kunst, jede Wissenschaft, sie werde schön oder häßlich genannt, erfordert Fleiß, Mühe, Übung; auch Dichter und Redner, wenn man, wie gemeiniglich ihre Werke für die einzigen schönen Wissenschaften hält, wurden nie ohne Fleiß, ohne Mühe groß. Der Wiederhersteller unsrer Dichtkunst, Opitz, schrieb schön Latein, kannte die Alten und machte, wo nicht beßre, so gewiß eben so gute lateinische als deutsche Verse; der neuere Wiederhersteller, Haller, war gewiß ein so großer Gelehrter, Weltweiser, Arzt, Naturlehrer, Botaniker, als Dichter. Der ältere Schlegel, das erste tragische Genie der Deutschen, übersetzte den Sophokles schon auf der Schule, und studierte seine

Kunst in den Alten. In welchem Fach der Gelehrsamkeit hat sich nicht Lessing gezeigt; Dichtkunst und Schönschreiberei war vielleicht das geringste, das man an ihm loben konnte. Unter den Engländern war Milton ein eben so großer Weltweiser und Staatsmann als Dichter: und wer hat nicht Ehrfurcht für die großen Namen Grotius, Erasmus! Grotius war Theolog, Jurist, Staatsmann, Geschichtschreiber, Alterthumskenner und Weltweiser gewiß in einem so großen Grade, als er Dichter, auch vaterländischer Dichter war. Jedermann von uns ist der Spruch Lessings bekannt:

Es freuet mich, mein Herr, daß Ihr ein Dichter seyd;
Doch seyd Ihr sonst nichts mehr? mein Herr, das ist mir Leid.

Jede Wissenschaft und Kunst hat in sich etwas Schönes, nur wird dies Schöne überall nur durch überwundne Mühe genießbar. Alle Subjekte, die von Natur eine stark ausgezeichnete Gabe zu Einer derselben, welche es auch sey, hatten, zeigen dies; sie kannten zuletzt außer derselben beinahe keine schöne Kunst und übung. Was für ein Studium scheint dem Unwissenden trockner als die Mathematik; und welcher große Mathematiker fand nicht an ihr die süßesten Reize? Galiläi tröstete sich mit seinen Entdeckungen als mit der erhabensten Schönheitslehre in seinen Banden, und Keppler wollte mit Einer seiner Erfindungen das Geschenk eines Herzogthumes, wenns ihm der Kaiser schenkte, nicht vertauschen. Wir sehen, mit welcher Liebe ein

Rechtsgelehrter, ein Geschäftsmann des Staats, ein Arzt, ein Naturlehrer, ein Geschichtforscher, ein Mechaniker, ja gar ein Diplomatiker, ein Heraldiker in ihrer Wissenschaft leben, sobald sie von der Natur dazu bestimmt waren; sie gründlich erlernten, und sie glücklich auszuüben im Stande sind. Jede überwundene Mühe ist ihnen süß, jede neue Dunkelheit und Schwierigkeit spornt ihren Muth, jede glückliche Entdeckung, die nie ohne Mühe gesucht und gefunden wird, ist ihr schönster Lohn; wahrlich alle diese Leute thun etwas anders als eitle bald verwelkende Blumen brechen: oder fremden Zucker naschen, und ungesunde Süßigkeit saugen. Auch die Biene sucht nicht ohne Mühe Honig; aber Hummeln sinds, die den von andern zusammengetragenen fremden Honig naschen und stehlen.

2) Nicht also faule, üppige Leichtigkeit macht das, was man in Wissenschaften und Künsten Schönheit nennt; und was machts denn? Die Alten nannten die schönen Wissenschaften artes quae ad humanitatem pertinent, ad humanitatem informant, also Wissenschaften, die uns menschlich machen, die uns zum Menschen bilden: man könnte sie also auch vielleicht am besten bildende Wissenschaften nennen. Was unsre Seelenkräfte bildet, ist schön, was uns nicht dazu bildet, verdient den Namen der schönen Wissenschaften nicht, wenn es auch über und über mit Goldschaum beklecht wäre. Ich weiß, man hat diesen Begriff in den neuern Zeiten sehr verloren. Man

setzt die schönen Wissenschaften den ernsthaften, höhern, gründlichen entgegen, als ob jene, wenn sie ihren Namen verdienen sollen, spaßhaft, niedrig, schaal, platt, seicht, ungründlich und unmännlich seyn könnten. Erlauben Sie mir also, H. V., noch einige Minuten, das Falsche und Schädliche dieser Unterscheidung zu zeigen und auch unsern Jünglingen den wahren Begriff des Schönen, d. i. des Bildenden in den Wissenschaften, in allen Wissenschaften zu empfehlen.

Ich sage also: schöne und gründliche Wissenschaften können einander nicht entgegengesetzt werden: denn auch das, wozu Schönhert angewandt wird, muß gründlich seyn, oder es ist eine falsche verlockende Schönheit. Schöne und ernstliche Wissenschaften können einander nicht entgegengesetzt werden: denn die schönen Wissenschaften sind keine Hofspaßmacher: auch sie haben ernsthafte Zwecke und befördern sie durch ernsthafte Mittel und Regeln. Endlich schöne und höhere Wissenschaften stehen einander nicht so gegenüber, als ob jene platt und niedrig wären: sie haben auch ein Höchstes ihrer Art, sie fordern auch, wenn sie rechter Art seyn wollen, eine hohe und reich begabte Seele. Alle diese Unterscheidungen und Gegensätze rühren von Mißverständnissen und Mißbräuchen, insonderheit vom Zuschnitt jener barbarischen scholastischen Zeiten her, deren Reste wir in so manchem noch an uns tragen. Da hieß es zuerst von den sogenannten sieben freien Künsten:

Gram loquitur, Dia verba docet, Rhe verba ministrat,
Mus canit, Ar numerat, Ge ponderat, Ast colit astra;

und auch hier sieht man noch die ernsthaftesten Wissenschaften, Grammatik, Dialektik, gar Mathematik und Astronomie in der Zahl der freien Künste. Mit der Zeit sonderte man ab, gab der Grammatik, der Philosophie und Mathematik ihre eigne Sphäre; was überblieb, sollte das Antheil der schönen Wissenschaften werden, also blieb ihnen zuletzt nichts übrig als die edle Verskunst und ein bischen Rhetorik, d. i. die schöne Kunst, Perioden zu drechseln. Das wahre Schöne, was nämlich die Seele bildet, was Gedanken zuführt, was Geschmack und Urtheil gibt, kurz Saft und Kraft des einzukleidenden Körpers hatte man ihnen genommen, und nun konnte man sie freilich von nützlichen, von gründlichen, von ernsten, hohen, ja meinethalb auch von den schönen Wissenschaften selbst unterscheiden: denn wie sie da lagen, waren sie häßlich genug. Sage man doch in der Welt: wie kann jemand eine schöne Form geben, wo er keine Materie? wie kann er schön reden, wo er keine Gedanken hat? wo ihm ein wahrer, ernster, gründlicher Zweck, wo ihm Leidenschaft und Trieb der Seele fehlt, diesen Zweck zu erreichen? Selbst die Spinne macht ja ihr Gewebe nicht zwecklos: sie will Fliegen damit fangen; in den meisten unsrer sogenannten schönen Wortgespinnste fängt sich auch keine Fliege.

Was sind also schöne Wissenschaften? und warum nennt man sie also? — Entweder soll das Wort heißen: man lernt in ihnen, was schön sey, und warum es so sey? Dies lernt sich aber nie durch Regeln allein, nie ohne Materialien und Beispiele; oder also es sind die Wissenschaften, die uns Materialien des Schönen in und zu einer schönen Form zuführen, und da ist der Begriff des Bildenden und Schönen völlig eins. Keine Wissenschaft nennet man schön, wenn sie nur unser Gedächtniß märtert, wenn sie uns Worte ohne Gedanken, Sätze und Behauptungen ohne Licht, ohne Beweis, ohne praktisches Urtheil darlegt, kurz, wenn sie keine von unsern Seelenkräften bildet. Sobald sie dies thut, wird sie angenehm; und jemehr sies thut, jemehr sie unsere Seelenkräfte, unsere Phantasie und Erfindungskraft, unsern Witz und Geschmack, unser Urtheil, insonderheit unser praktisches menschliches Urtheil beschäftiget, je mehr Seelenkräfte sie auf Einmal beschäftiget; desto — bildender ist sie, und jedermann fühlts und sagts: auch desto schöner. Man nehme z. E. die Philosophie, die man von den schönen Wissenschaften meistens ausschließt. Allem Schönen liegt Wahrheit zu Grunde: alles Schöne muß nur zum Wahren, zum Guten leiten. Stelle ich also Wahrheit hin, wiefern sie menschlich ist, d. i. zum Wahren und Guten leitet: so wird sie schön: denn Schönheit ist nur die äußere Gestalt der Wahrheit. Eine trockene Anthologie,

Kosmologie, Psychologie, Theologie, Logik, Ethik, Politik, Naturlehre u. s. gefällt keinem; mache man aber die Wahrheiten aller dieser Wissenschaften lebendig, man setze sie in das klare Licht ihres Ursprungs, ihres Zusammenhangs, ihres Nutzens, ihrer Anwendung: man bringe sie der Seele so nahe, daß diese mit dem Erfinder erfindet, mit dem Bemerker bemerkt, mit dem Weisen urtheilt, mit dem Guten das Wahre anwendet und ausübt: welche schönere, d. i. bildendere Wissenschaften kann es, als diese sind, geben! Es ist ein großer Reiz, den Zusammenhang der Wahrheit zu sehen. Es ist ein hohes Vergnügen, die Landcharte des menschlichen Wissens in irgend einer Provinz, mit Licht und Schatten zu überschauen, und bei jedem Schritt durch die Wahrheit, die einer erfand, durch den Irrthum, den jener beging, seinen Witz, seine Erfindungskraft, sein Urtheil zu schärfen. Giebts ein größeres Gemälde in der Welt, als die Welt selbst ist, wie sie uns die Kosmologie, die allgemeine Naturlehre, die physische Astronomie darstellt? und giebts ein feineres Gemälde, ein interessanteres Schauspiel für die Menschen als die menschliche Seele in ihrem engen und weiten Wirkungskreise, nach ihren Kräften und Anlagen, Pflichten und Beziehungen, Leidenschaften und Trieben selbst ist? Wer hier nicht durch treue, ganze Darstellung dieser Sachen lebhaft für den Verstand, wirksam ans Herz werden könnte, wo könnte ers? der ganze neu erfun-

dene barbarische Name Ästhetik ist ja nichts als ein Theil der Logik: was wir Geschmack nennen, ist nichts als ein lebhaftes schnelles Urtheil, was Wahrheit und Gründlichkeit nicht ausschließt, sondern voraussetzt und wesentlich fordert. Alle Lehrgedichte sind nichts als eine sinnlich-gemachte Philosophie: die Fabel, Darstellung einer allgemeinen Lehre und Wahrheit in Gegenwart, in Handlung. Woher nahm Cicero die schönsten, treffendsten Gründe seiner Beredsamkeit, als aus der Philosophie, aus der Zergliederung der Sache selbst, des menschlichen Herzens, des menschlichen Verstandes? Philosophie also, bildend, d. i. menschlich vorgetragen und angewandt, ist nicht nur schöne Wissenschaft selbst, sondern die Muttr des Schönen. Rhetorik und Poesie, was sie bildendes, nützliches, wahrhaft angenehmes haben, sind sie ihr schuldig. Neben ihr ists die Geschichte, sofern diese nämlich Kenntniß der Länder, der Menschen, ihrer Regierungen und Staaten, ihrer Sitten und Religionen, ihrer Thaten, Tugenden und Laster in sich begreift. Werden diese Sachen getrieben, wie man sie manchmal mit Schrecken und Verwunderung getrieben hört, freilich so sind sie elender Schutt häßlicher Wissenschaft; treibt man sie aber wie sie sich für dies Alter schicken, d. i. wie sie viele und schöne merkwürdige und klare Kenntnisse gewähren, wie sie den Jüngling interessiren, ihn klug machen und bilden — kann es eine schönere Wissenschaft als Geographie und Geschichte

geben? Wer lieset, wer hört nicht gern Geschichte? welcher gebildete Mann sagt nicht, daß er durch Geschichte und Erfahrung, die eigentlich Geschichte des Lebens ist, am meisten gebildet worden? Ist die Epopee, das Drama etwas anders, als Geschichte oder Mährchen in allen Reiz der Sprache, der Darstellung und Einbildungskraft eingekleidet? und ist nicht manche Geschichte, treu dargestellt, schön geschrieben, angenehmer und bildender als eine überspannte Epopee oder das lügenhafte Mährchen eines Romans? — Alles also kommt hier auf Auswahl, auf Methode und Vortrag an, daß das was erzählt wird, der Lehrer interessant mache, darstelle, dem Verstande und Herzen zuführe, die Seelenkräfte des Zuhörers damit beschäftige: so wird seine Geschichte die angenehmste, die bildendste Rhetorik und Dichtkunst. In der Geschichte der Alten sind Geschichte und Redekunst verbunden: die schönsten Reden stehn in der Geschichte und können nicht ohne sie verstanden, erkannt, geschätzt werden. Der gute Erzähler hat eben die Regeln, die der Dichter hat, und wenn der Redner, der Dichter nicht blos belustigen, sondern bessern, die Seele theilnehmend beschäftigen, sie bilden will: so hat er einerlei Zweck mit dem Geschichtschreiber, wie mit dem Philosophen. Kurz Wahrheit, Schönheit und Tugend sind die drei Grazien des menschlichen Wissens, drei unzertrennliche Schwestern! Wer Schönheit ohne Wahrheit will, hascht Wind; wer Wahrheit

und Schöne ohne Tugend, d. i. ohne Nutzen der Anwendung studirt, jagt nach dem Schatten. Schöne Gestalt und Form wird nur in schöner Materie anschaubar und lebendig: die wahrsten, reichsten, nützlichsten, kurz die bildendsten Wissenschaften sind auch immer die schönsten.

Mir fehlt die Zeit, mich auf den speziellen Theil meiner Abhandlung einzulassen und zu zeigen, daß alle Regeln der Schönheit nichts sind, sofern sie nicht der Wahrheit und Güte dienen, daß alle Blumen der Beredsamkeit nichts sind, sofern sie nicht Wahrheit und Güte befördern, daß allen Wissenschaften das Beste fehlt, wenn man ihnen das Schöne, d. i. das zur Menschlichkeit bildende raubet, daß es aber jede auf ihre Art haben könne und haben solle, daß keine Wissenschaft barbarisch und inhuman seyn dürfe, daß selbst die abstraktesten Kenntnisse ihren Reiz, ihre Schönheit haben, sofern sie bildend und nützlich werden u. f. — genug für heute! — der heutige und die folgenden Tage mögen, was ich auslassen muß, thätlich beweisen, daß jede Wissenschaft, die hier im Gymnasium getrieben wird, eine schöne Wissenschaft sey, weil sie nämlich angenehm und interessant gemacht, weil sie mit Lust und Liebe gelernt, weil sie menschlich und bildend gelehrt werde. — —

Ihr aber, werthe Jünglinge, ziehet noch besonders den Nutzen aus meiner Rede, daß, wenn auch einige von euch im Begriff der schönen Wis-

senschaften gefehlt haben, sie diesen bei Zeit verbessern. Werfet, da ihr Jünglinge seyd und Männer werdet, die Puppen des Schönen, die leeren Gras- und Blumenkränze weg, die so bald verwelken, und nachher einen übeln Geruch geben: liebet, was liebenswerth ist, in aller Gestalt, immer aber in Beziehung auf Wahrheit, Güte, Anwendung. Liebt und übt die alten Sprachen: sie sind die Quellen und Muster alles Edlen, Guten und Schönen: liebt Philosophie, Theologie und Geschichte; sie nähren das Herz mit Empfindungen und erfüllen den Geist mit Gedanken: sie geben Materialien zu allem dem, was einer schönen Einkleidung fähig und werth ist. Flieht nicht die Mühe des Fleißes, sobald ihr Muth faßt, wird die Mühe euch fliehen und sich, eben indem sie euch bildet, in Lohn, Schönheit und Süßigkeit verwandeln. —

Du aber, erster Urheber, und selbst der unendliche Inbegriff aller Wahrheit, Güte und Schönheit, laß auch diese Schule, laß auch die übung dieser Tage zur wahren Anmuth, Schönheit, d. i. zur Bildung menschlicher Seelen geweiht und gesegnet seyn. Amen.

Herder.

4) Von Schulen als Werkstätten des Geistes Gottes, oder des heiligen Geistes.

Unsre Vorfahren nannten die Schulen Werkstätten des Geistes Gottes; eine altväterliche Benennung, von der man sich vielleicht wundern wird, daß ich sie in unsern Zeiten wiederhole, und nicht lieber vom Tempel des Apollo, der Musen und Grazien rede. Die Benennung recht verstanden, drückt aber eine so edle Sache, und zwar viel wahrer und inniger aus, als alle jene Idolenausdrücke vom Tempel des Apollo, der Musen und Grazien nur bezeichnen mögen.

Geist Gottes hieß bekanntermaßen von den ältesten Zeiten her bewegende mächtige Naturkraft, jene lebendige Regung, die den Geschöpfen Leben mittheilt, die durch Wirksamkeit ihr Leben erhält, ihre Kräfte stärkt und fördert. Geist Gottes hieß ihnen in menschlichen Seelen jede edelste Kraft, wenn sie sich in vollem Genuß ihres Daseyns auf die vorzüglichste Weise äußert. Geist Gottes hieß in ihnen endlich jene fortwährende Tendenz des Menschen, immer vollkommner zu werden, heller im Verstande, reiner im Herzen, kräftiger im Willen, vom innern Vorwurf frei, der Gottheit nahe, ihr verwandt, nach ihr gebildet. Die schönsten Sprüche und Aufmun=

terungen hierüber stehen in einem vom Geist Gottes geschriebenen Buch, der Bibel, die uns viel angenehmer und lockender wären, wenn wir sie ohne Ekel und Vorurtheil, in dem Geist, in dem sie geschrieben sind, hell und aufrichtig läsen. Es sey mir vergönnt, eine kurze Anwendung hievon auf die Schulen zu machen, und den alten Ausdruck „Schulen seyen Werkstätten des Geistes Gottes, eines heiligen Geistes," nicht nur zu rechtfertigen, sondern christlichen Schulen als den eigensten und angemessensten zu vindiziren.

I. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch; das heißt, nicht nur, es ist schwach und unkräftig, sondern auch es gehet dem sinnlichen Genuß dem Zeitvertreib und Zeitverderb, angenommenen Gewohnheiten, Instinkten und Begierden nach; Geist muß ihm angebildet, muß in ihm, wie durch eine neue Geburt erweckt werden, daß er einen edleren Genuß als den Genuß der Sinne, einen edlern Zweck des Lebens als Zeitvertreib und Zeitverderb kennen lerne, daß Übung hierin ihm zur Gewohnheit werde, und er sich in diesem höhern schönen Instinkt gleichsam als ein neues höheres Geschöpf, froh, frei, wirksam und glücklich fühle. Wir wissen alle, die Zeit der Kindheit und Jugend ist die schönste Zeit dieser moralischen Bildung und Umbildung, daß aus dem kleinen Menschenthier ein Mensch, daß aus dem Sklaven der Sinne ein überlegendes, freithätiges Wesen werde. Alle Erziehung gehet dahin, oder soll dahin gehen,

dem Menschen diese innere Macht, diese einwohnende Weisheit, dies reine Auge, diesen hellen Verstand, heiligen Geist zu geben, ohne welche alle erworbene Kenntnisse und Geschicklichkeiten müßiges Zubehör oder Werkzeuge zum Verderben werden. Wie schön kleidet das Kind, den Jüngling jede Spur einer moralischen Bildung, die man an ihm wahrnimmt! Giebt es eine holdere Stirn, ein schöneres Auge, als in welchem Zucht und Schaam, Aufrichtigkeit, Zutrauen, Bescheidenheit und Liebe — Geist Gottes wohnen! Giebt es einen schönern Reiz der Gebehrden und Glieder, als wenn sie mit reiner Unschuld, mit sanfter Gefälligkeit, gleichsam wie mit dem Öl der Freuden zur schönsten Thätigkeit gesalbt sind, und täglich gesalbt werden. Der Ausdruck jenes ebräischen Jünglings, in dem von Kindheit auf der Geist Gottes wohnte, und ihm zu seiner Aufmunterung eine fröhliche Zukunft seines Lebens zeigte: „Wie sollt' ich etwas Unwürdiges thun, und wider Gott, das Heilige, das in mir ist, sündigen?" hat so etwas Schönes und Mächtiges, daß es allein im Stande ist, einen Jüngling, der dies Heilige in sich, der sich als den Tempel eines göttlichen Geistes erkennet, vor allem Unwürdigen, Niedrigen, Gemeinen zu bewahren. Wie sollt' ich etwas Unwürdiges thun, und wider das edlere Gefühl in meiner Brust sündigen? Alle ausgezeichneten Menschen hatten dies edlere Gefühl in sich, das eben sie von gemeinen Menschen auszeichnete, das

sie vor allem Gemeinen, Niedrigen und Niederträchtigen bewahrte. Es war ihr Schutz und Schirm, ihr Rathgeber und Wächter, ihr warnender Freund, ihr gebietender Dämon, der ihnen statt der weiten Heerstraße üppiger Phantasie und Lüsternheiten, den schmalen Weg, die enge Pforte des Ruhms und Wohlgefallens bei Gott und Menschen zeigte; sie ihnen nicht nur zeigte, sondern diesen Weg zu gehen, die Pforte zu durchdringen sie antrieb. — Ein mächtiger, belebender, ruhiger Geist, der Geist einer fortwährenden Selbstbesserung, der Geist der Weisheit. „Er kömmt, sagt jenes alte, schöne Buch, nicht in eine boshafte Seele; er wohnet nicht in einem von Lastern entweiheten Körper. Der heilige Geist, der recht zu denken lehrete, weicht von den Ruchlosen, und überläßt sie der Strafe, die sie über sich selbst verhängen, da sie denn nie unbestraft bleiben: denn Gott ist Zeuge über alle Gedanken und erkennt alle Herzen, und hört alle Worte."

Dünkt es ihnen nicht, m. H., dünkt es euch nicht, liebe Jünglinge, daß es in diesem Sinn für die Schule ein edler Name sey, Werkstätten des heiligen Geistes zu heißen? Und was sie heißen, zu seyn oder zu werden? Was helfen alle Wissenschaften ohne Sitten? Was helfen alle erworbene Kenntnisse ohne Gemüth? — Wir wissen alle, daß unsern Zeiten mit Recht der Vorwurf gemacht wird, daß nicht, wie in den alten und ältesten Zeiten unsre Weisheit im Leben aus-

gedrückt wird, und von Sitten ausgehend, auf Sitten zurückkehret. Sie wohnet bei uns mehr im Kopf als im Herzen, und hat meistens mehr unser Gedächtniß bereichert, als unsre Denkart und Sinnesart gebildet. Die unermeßliche Luxurie in den Wissenschaften, ihre fast unübersehbare Vermehrung hat uns zu Sklaven des Wissens gemacht, oft ohne alle Selbstbildung; wie manche Jugendseele ging im trügerischen Ozean der Vielwissenheit, der Allgelehrsamkeit, an einer Szylla, bei einer Charybde oder auf glatter Woge unter! — O kehre, Geist Gottes, zurück! Geist Gottes der alten und ältesten Zeiten! als die Weisheit noch übung, als das Lernen noch Weisheit war. Kehre insonderheit in die Schulen zurück! In unsern Zeiten, da hinter den Schulen auf Akademien oft das wüsteste, wildeste Gewirr der Ich's + Nicht-Ich — ich + mit Ich, und ein Gebrüll niedriger, grober Zänkereien sie erwartet. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen? Jeder gute Baum bringt gute Früchte; an den Früchten erkennt man den Baum; an Sitten und Thaten lernt man eine Weisheit kennen, weß Geistes sie sey? Ob jene Weisheit von oben her ist, die, wie Jakobus sagt: keusch, friedsam, gelinde, läßt ihr sagen, ist voll guter Früchte, unpartheiisch, und ohne Heuchelei; oder jede andre psychische, dämonische Weisheit, die Neid und Zank, Unordnung und eitel böses Ding bezeichnen? Geist Gottes, kehre zurück in die Schulen, um da einen guten Grund

in den Gemüthern der Jünglinge zu legen, und ihnen den festen reinen Charakter anzubilden, der sich durch die ausgelassene Unsittlichkeit, die grobe Frechheit, die naseweise Zudringlichkeit, die jetzt in so vielen Schriften herrscht, nicht verführen lasse! sondern der auf einem reinen Selbst unwandelbar feststeht und nicht wankt. Er kehre zurück und wohne in den Schulen unsers Orts, da an ihm, wie niemand es leugnen kann, so viele Gelegenheit zu Zeitvertreib und Zeitverderb und zu jener Keckheit ist, die sich von Anstand und Sittlichkeit gerade lossagt. Von Jugend auf, von innen wehe, Geist Gottes, uns an; denn von außen leben wir zu unsrer Zeit in einer bösen Zugluft, in der garstigen Dämonenwelt.

II. Jede gute Gabe hieß bei den Ebräern eine Gabe des Geistes; Geist hieß ihnen, was die Gabe belebte, läuterte, brauchbar machte, und zum Zweck des Ganzen anwandte. Sollten wir nicht wünschen, daß, in diesem Betracht, Schulen Werkstätten des Geistes würden? wie viele und mancherlei Gaben keimen in diesen Jünglingen, allesammt gute, von Gott gegebene Gaben? Was können wir denn Schöneres wünschen, als daß Geist sie erwecke und belebe, daß ein guter Geist im Menschen diese Gaben kennen lerne, sie zu ihrem Geschäft absondre und leite? Dem Geist Gottes sind alle Gaben der Menschen gleich werth, denn die menschliche Gesellschaft fordert verschiedene Gaben. Er arbeitete in jenen Künstlern am

Bau des Heiligthums, und weissagte in den Propheten. Er sprach in ihnen ans Volk, richtete in den Richtern, gab Muth den Befreiern des Volks, den Helden. Auf Davids Harfe sang er Psalmen; und in den Weisen war er Lehre der Weisheit; im Geschäftsmann trieb er sein Geschäft. Als das Christenthum entstand, war es sein unterscheidender Charakter, daß ohne Rücksicht des Alters und Standes, ein neuer Geist auf alle ausgegossen ward, und jede gute, jede nützliche Gabe ans Licht treten sollte; denn sagt Paulus, alle mancherlei Gaben hat Euch Gott gegeben, Ein Geist soll sie beleben. Wodurch anders erwarb sich das Christenthum die Herzen der Menschen, als daß es die Vorurtheile, die eine Reihe von Menschen unbrauchbar machte, niederriß, und in allen alle und einerlei Gaben zu gemeinschaftlichem Nutzen weckte? Hier ist kein Jude noch Grieche, kein Sklave noch Freigeborner, kein Mann noch Weib, alle sind Eins im christlichen Gemeinwesen. Dadurch verband sich das Christenthum die Herzen der sonst so vernachläßigten Stände, durch Herablassung, durch Allgefälligkeit und Popularität; Brauchbarkeiten traten ans Licht, die sonst ewig in der Dunkelheit gelegen hätten, und es ward jene große weite Basis der Kultur gelegt, die alle Stände, alle Völker umfaßt und von der die alte Welt nichts wußte. Daß dies mit den ersten Versuchen nicht anders als unvollkommen geschehen konnte, daß sich hieran mit jedem Schritt

der Zeit neue Mißbräuche hefteten, daß die Popularität des Christenthums oft zu plebejem Geschmack ausartete, dies alles und hundert Dinge mehr, die davon zu sagen wären, kann die Wahrheit und Reinheit des großen Gesetzes nicht ändern, das da will, daß allen Menschen geholfen werde, indeß sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, daß jeder Mensch in dem Fache gebraucht werde, worin er der brauchbarste ist, und von der schönsten Saat, die Gott gestreuet hat, durch mannichfaltige Gaben im Menschen, die Frucht, der vielseitige Nutze gezogen werde, die wir ja auf Äckern und Wiesen, von jedem Halm und Strauch, von jedem Schwamm und Baum zu ziehen suchen. Göttliche edle Talente im Menschen unbenutzt liegen, verrosten und sich selbst aufreiben zu lassen, ist nicht nur Hochverrath gegen die Menschheit, sondern der größeste Schade, den ein Staat sich selbst zufügen kann: denn mit jedem dieser vergrabenen todten Kapitale geht nicht nur, wie man glaubt, Kapital und Zins verloren; sondern da diese lebendigen Kräfte sich nicht eben immer wie todte Kapitale vergraben lassen, so gerathen sie an und durcheinander und machen dem Gemeinwesen viel Verwirrung, viel Störung. Ein nicht angewandter Mensch ruht nicht, sondern weil er leben muß, zumal wenn er erbittert ward, kann seine Gaben auch sehr übel anwenden; bis zuletzt alle diese lebendige Räder in und durch einander gerathen und die ganze Maschine ein trauriges

Schauspiel giebt. Das älteste Christenthum hielt also sehr viel auf Gaben, Gebrauch der Gaben, Anwendung aller Gaben, vorzüglich auf die Gabe Talente zu kennen und hervorzusuchen, Geister zu prüfen und zu unterscheiden; alle große und billige Menschen, die andern vorstanden, suchten diesem belebenden Geiste nachzuahmen, Talente zu wecken und auszubilden, sie hervorzuziehen, an Ort und Stelle zu setzen, zu gemeinschaftlichem Nutz.

Werde also diese Schule auch eine Werkstätte des prüfenden Geistes darin, daß unter wohlbegabten Jünglingen nicht alle einerlei begehrten und sich führen ließen, wohin sie der Zeitgeist, der Hauch der Mode treibt! Alles drängt zu unsrer Zeit sich hinauf; zu viele wollen studiren; zu viele wollen Buchstabenmänner werden. O! werdet Geschäftsmänner, liebe Jünglinge, Männer in vielerlei Geschäften! die Buchstabenmänner sind die unglücklichsten von allen und müssen es nach Lage unsrer Zeit von Jahr zu Jahr immer mehr werden. Ein Handwerker, ein Künstler, ein Geschäfsmann ist gewiß der brauchbarere Mensch vor so vielen unnützen halbgelehrten Buchstabenmalern! Wie jetzt die Zeiten laufen, wird und muß seine Achtung zunehmen, dagegen bei der schrecklichen Conkurrenz und großen Menge der Unwürdigen die Achtung der Buchstabenmänner abnehmen muß, und es kann vielleicht eine Zeit kommen, da sie verhungern. Die Welt hat der Wissenschaften, zumal des Wortes Gottes satt; sie will amüsirt

seyn. Man muß sich ihr, durch was es auch sey, unentbehrlich zu machen wissen; im Studiren, oder was für ein Geschäft man sonst ergreife, muß mans von Jugend an hierauf anlegen; brauchbar, vorzüglich, unentbehrlich zu werden in einem unentbehrlichen Geschäft. O könntet Ihr die Klagen der Unglücklichen hören, die dort und hie und da nach Brod schreien, auch bei guten Gaben, wie man sie oft persönlich, oft in Briefen wimmern hört; ihr würdet schaudern! — Wenn ihr einen dicken Meßkatalog in die Hand nehmt, so denkt, den größten Theil dieser Bücher hat der Hunger geschrieben, die Noth hat ihn diktirt. Wenn ihr die Zänkereien, die Revolutions-Schriften, die Verunglimpfungen ganzer Stände und Ämter leset, so denkt, einen großen Theil derselben lehrte der Hunger bellen, der Ehrgeiz, die Habsucht, der Neid, die Noth belfern. Sie würden ihren Vater und Freund ermorden, wenn sie den auffressen könnten; denn sie haben das unglückseligste Handwerk erwählt, zu schreiben, sich von Tinte und Druckerschwärze zu nähren. O weckt andre Gaben in Euch auf, ihr Lieben, und wendet sie zu besserm Zweck an, brauchbar zu seyn für Ämter, unentbehrliche tüchtige Männer zu Geschäften, gute Werkleute, Handelsleute, Künstler! Thut, was ihr thun könnt und sollt, das zu wirken, wozu euch Gott, wozu die Natur euch bestimmt hat; und wählet nicht nach äußerem Rang und Anschein! Achtung wird euch die Zeit geben; nur im Gebrauch seiner eigensten

ausschließend eigenen Gaben ist man vorzüglich, eminent, glücklich.

III. Geist heißt Kraft, Leben. Im todten Leichnam ist kein Geist; in einem kranken, schwachen Organ ist der Geist gefangen und duldet. Wollen wir nicht wünschen, daß unsre Schule, eine Werkstätte des Geistes in gesunden, tüchtigen, fröhlichen Organen sey und werde?

Man spielt mit dem Worte Genie; indem man jede leichte, flüchtige Anlage, jede leicht erregte Lust und Neigung zu einer leichten, lockenden vergnügenden Wissenschaft Genie nennt, daher in unsern Zeiten sich die Genies vorzüglich durch Knabenstreiche auszeichnen, und den Namen Genie selbst zum Ekelnamen gemacht haben. Vor Zeiten war dies nicht also: Genie heißt Genius, Geist; eine bestimmte Anlage zu einem Geschäft heißt Talent, Gabe. Geist aber äußert sich nur durch Kraft, durch Kraft zu denken, eine Idee auszuarbeiten, lange festhalten zu können und sie in allen Schlupfwinkeln zu verfolgen; mithin äußert sich also Geist auch in Kraft zu arbeiten, sich einen festen Punkt vorzusetzen und nach ihm zu streben; in Kraft der Übung, sich durch Hindernisse nicht abschrecken zu lassen, sondern durch sie wie neugestärkt zu erscheinen. Geist äußert sich durch Geschicklichkeit, sich ein Geschäft, wie ein Organ eigen zu machen und es durchaus zu beleben; Vieles in Einem, Eines in Vielem zu bemerken, die schwere Regel der Vollkommenheit einzusehen, und

auf sie unabgewendet zu wirken. Wo dies alles nicht ist, da nenne man den leichten Schwätzer, den üppigen Schwächling nicht Genie, und glaube nie, daß, wo Geist fehlet, er je ersetzt werde. Weder durch einen lügenhaften Anstand, noch selbst durch eisernen Fleiß, so schätzbar dieser ist, kann er ersetzt werden. Quäle sich niemand Geist zu haben oder zu simuliren, wenn er ihn nicht hat; vieles läßt sich erzwingen, nur nicht Geist; der todte Buchstabe kann niemand Geist geben. Also auch ihr Jünglinge hört eine warnende Stimme; Strebt nicht nach dem, was Euch die Natur versagt hat; haschet nicht nach Stand und Amt, als ob ihr damit auch den Geist des Standes und Amtes erhieltet. In manchen Stücken sind der geistlosen Maschinen so viel, daß man sich vor ihnen nicht zu lassen weiß; ganzen Ständen ist die Ehre durch sie geraubt. Das Wohl des Ganzen bedarf Geist, thätigen Geist, nicht seelenlose Leichname. Aber ein guter Geist muß es seyn, der uns belebt, sonst sind wir Dämone, die eine Hölle in sich tragen und außer sich umher verbreiten. — Bewahre der Himmel eine jede Schule und Akademie, daß sie ein solches Pandämonium nicht werde!

Auch das Geschäft dieses Tages regiere Gottes Geist! die Schule zeige sich als eine edle Werkstätte. In allen Klassen mögen glückliche Organe dieses Geistes auftreten, gute Jünglinge in Kenntnissen, Gemüth, Sitten und Gebehrde! Angesichte mögen vor uns dastehen mit freier Stirn, mit

heiterem Auge, und jede Lippe spreche den Ton der wohlgefaßten, überlegten, verständigen Wahrheit. — Jede Klasse, jede Arbeit zeige, daß sie mit Geist getrieben sey, und zwar mit einem guten Geist, mit Verstand und Absicht, zur Bildung der Jünglinge für ihr künftiges Leben, zum Wohl der Menschheit, zum gemeinen Besten. Jeder Klasse möge das Zeugniß gegeben werden, daß sie auch dieses Jahr, so wie an öffentlichen und Privatfleiß, so auch an guten Sitten, an einem guten Geist zugenommen habe, daß, wenn wir dies Examen beschließen, wir alle mit freudigen Herzen aus diesem Haus und aus den andern Schulen gehen mögen, mit der fröhlichen Überzeugung, daß in ihnen nicht der Geist des Müßiggangs und der Schlenderei, der Unordnung und Luxurie, des Dünkelns und der falsch-berühmten Kunst, sondern Geist Gottes wohne!

Herder.

5) Von

5) Daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnungen keinen Werth haben.

Man nennt unser Zeitalter das aufgeklärte, und spricht viel von großen Fortschritten, welche alle Abtheilungen der Gesellschaft in der Bildung des Geistes in der Berichtigung und Erweiterung ihrer Einsichten sollen gemacht haben; und, wie mißlich es auch näher betrachtet um diese Fortschritte stehen mag, so viel kann wenigstens nicht geleugnet werden, daß das allgemeine Bestreben nach dieser Seite hin gerichtet ist. Wissenschaften und Künste werden auf allerlei Geschäfte des Lebens fleißiger und scharfsinniger angewendet als sonst; alle Gewerbe entfernen sich mehr und mehr von der Sklaverei alter Gewohnheiten, man forscht darin nach Gründen, und findet auf diese Weise Verbesserungen; Beobachtung der Natur und des Menschen sucht den Aberglauben in allen seinen Schlupfwinkeln auf; Untersuchungen und Mittheilungen über den Zusammenhang großer Ereignisse und über die allgemeinen Angelegenheiten der Menschen finden immer mehr aufmerksame Ohren; und mildere Sitten, welche sich unter allen Ständen verbreiten und sie einander näher bringen, machen zugleich das Gemüth urbar, um den Samen jeder Erkenntniß aufzunehmen, und auch solchen Wahrheiten Gedeihen zu sichern, die ursprüng-

lich in andern Gegenden der geselligen Welt einheimisch sind. Dies Alles ist kein geringer Ruhm; aber leider ist mit diesen Fortschritten sehr allgemein der große Nachtheil verbunden, daß der Verstand und die Bildung desselben auch unabhängig von der Gesinnung geschätzt und viel zu hoch geschätzt wird. Sich in seinen Berufsgeschäften durch Geschicklichkeit und verständige Benutzung alles Fremden und Neuen auszeichnen; auch jenseits derselben über alle gemeinen menschlichen Dinge eine eigne und begründete Meinung haben; im Kreise der Gesellschaft durch Munterkeit und Gewandtheit des Geistes gefallen, durch ein scharfes Urtheil sich Ansehen erwerben, durch funkelnden Witz blenden, das ist jetziger Zeit das Bild der Vollkommenheit, das ist das einzige Mittel, um geliebt, geschätzt und bewundert zu werden. Seyd daneben rechtschaffen und treu, man wird dessen nur im Vorbeigehen erwähnen; besitzt diese Tugenden ohne jene Vollkommenheiten des Verstandes, so bleibt Ihr ganz unbemerkt im Hintergrunde stehen. Die einfältige Redlichkeit, wie aufrichtig und thätig sie auch sey, gilt nichts; Verstand und Talente, das ist die allgemeine Losung. Ich bin weit entfernt auf das, was man so gemeinhin ein gutes Herz nennt, großen Werth zu legen. Die Bereitwilligkeit mit Andern und für sie zu empfinden, sich zum Werkzeuge von ihnen gebrauchen zu lassen, und sich an Alles, was in ihnen gut und groß zu seyn scheint, be-

wunderungsvoll anzuschließen, ist etwas sehr zweideutiges, und oft nichts anders, als Leerheit des eignen Sinnes, Unfähigkeit selbst etwas zu wollen, Gefühl des Bedürfnisses sich von Andern leiten und stoßen zu lassen. Aber ohne einen wahrhaft guten Willen, ohne eine echt sittliche Gesinnung, ohne die feste und immer thätige Richtung aller Kräfte auf das selbsterkannte Gute, ohne treuen Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze, sind alle jene Vorzüge des Geistes — und wenn Ihr sie bis zum höchsten Gipfel der Vollendung ausgearbeitet hättet — nichts, gar nichts. Dagegen diese Gesinnung — die freilich unausbleiblich allemal mit dem Bestreben verbunden ist, alle Anlagen, welche wir von Gott empfangen haben, aufs Beste zu benutzen — wenn sie auch durch ungünstige Umstände gehindert wird, sich in die höheren Kreise der Bildung hinaufzuschwingen, und sich mit mancherlei Vorzügen auszuschmücken, dennoch überall denselben Alles Andere verdunkelnden Werth behält. Das ist meine Überzeugung, welche ich gern durch den folgenden Vortrag in Euch Allen hervorbringen oder noch lieber nur erneuern und befestigen möchte.

Text. 1. Kor. 12, 31. — 13, 1.

Strebet aber nach den besten Gaben, und ich will Euch noch einen köstlicheren Weg zeigen. Wenn ich mit Menschenzungen und Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

In der Gemeine, an welche dieser Brief gerichtet ist, war über einen an sich löblichen Gegenstand ein Wetteifer entstanden, der der brüderlichen Eintracht nachtheilig war. Jeder suchte durch die Gaben, welche ihm die göttliche Gnade verliehen hatte, zur Erbauung der Gemeine oder zu ihrer Verherrlichung unter den Ungläubigen etwas beizutragen. Dieser Eifer für das allgemeine Wohl war aber nicht unverfälscht. Jeder wollte sein Talent für das vorzüglichste gehalten wissen; man verglich und forschte, welches unter allen wohl den meisten Glanz auf den Besitzer zurückwerfe, und so mischte sich auf allen Seiten Stolz, Eigendünkel und Eifersucht ein. Der Apostel ertheilt deshalb seinen Lesern zuerst die Lehre, daß ein Talent, welches nicht zum Wohl der Gemeine beiträgt, auch nichts Ehrenvolles seyn kann, und geht dann in den Worten unseres Textes zu der allgemeinen Weisung über, daß sie sich überhaupt nicht auf den richtigen Gesichtspunkt gestellet hätten, um ihren Werth zu beurtheilen. Er sagt, wenn sie sich auch Alle der herrlichsten Gaben befleißigten, so gäbe es doch noch etwas köstlicheres, nemlich die wahrhaft tugendsame sittliche Gesinnung, der er hernach unter dem Namen der Liebe die bekannte so beredte und begeisterte Lobrede hält. Diesen Ausspruch laßt uns jetzt besonders auf dasjenige anwenden, was in unsern Tagen so auszeichnend geschätzt wird; laßt uns bedenken,

daß alle Vorzüge des Geistes, getrennt von einer sittlichen und würdigen Gesinnung, gar keinen Werth haben.

Ich werde dies deutlich zu machen suchen, indem ich erstlich zeige, daß aus ihnen für sich kein gegründeter Anspruch auf unsere Achtung entsteht; zweitens, daß sie sich mit Recht unsere Zuneigung nicht erwerben können; und drittens, daß sie so allein nicht einmal einen entschiedenen Werth für die Gesellschaft haben.

I. Wenn ich behaupte, daß alle Vorzüge des Geistes für sich allein einem Menschen unsere Achtung nicht verdienen: so berufe ich mich dabei auf euer eigenes Gefühl. Und wenn Ihr auch die leidenschaftlichsten Bewunderer dieser Vorzüge wäret; versteht nur eure Empfindungen recht, so werdet Ihr mir gewiß Beifall geben. Dieses Gefühl der Achtung, der Hochschätzung ist etwas ganz eigenthümliches; es ist lediglich an unser Urtheil über den sittlichen Werth eines Menschen angeknüpft, und sobald die Rede davon ist, muß Alles, was hiezu nicht gerechnet werden kann, bei Seite gesetzt werden. Schmückt einen Menschen mit allem aus, was ihm von Außen her gegeben werden kann, er wird damit vielleicht alle andere Empfindungen in Anspruch nehmen, nur diese nicht. Er habe die lieblichste Gestalt, sie wird euer Wohlgefallen erregen; er sey mit den schärfsten Sinnen begabt, und genieße der unerschütterlichsten Gesundheit, Ihr werdet ihn mit

Freuden als ein Beispiel von der natürlichen Vollkommenheit des Menschen aufstellen; er besitze ein großes übermaß an den Gütern dieser Welt, Ihr werdet ihn vielleicht glücklich preisen; er sey mit einer gebietenden Macht in der Gesellschaft ausgerüstet und von großem Einfluß auf ihr Gedeihen, so werdet Ihr aufmerksam seyn auf Alles, was er unternimmt, und was mit ihm vorgeht: aber wenn man Euch zumuthet, ihn hochzuachten, werdet Ihr Euch ohne Zweifel nach ganz andern Dingen umsehen. Ja selbst dasjenige, was zu seinem Innern gehört, aber was Ihr schon an ihm findet, ehe er ein Gegenstand eurer Beurtheilung seyn kann, betrachtet Ihr nur als einen solchen Besitz; Weiset man Euch auf seine natürlichen Anlagen, auf eine Stimmung seines Gemüths, auf eine Richtung seiner Neigungen, die er schon in den frühesten Jahren seines Lebens bekommen hat: Ihr werdet sie mit in Anschlag bringen, wenn von der Achtung die Rede ist, welche er verdient; aber nur um zu sehen, wie er sich ihrer bedient und sie gehandhabt hat. Handlungen also wollt Ihr, um ihn achten zu können, und zwar Handlungen, die in dem Willen des Menschen ihren Ursprung haben, und von diesem Zeugniß geben; denn was er etwa auf andere Art bewirkt, setzt Ihr gänzlich bei Seite. Er kann gelegentlich und ohne Absicht die wohlthätigsten Entdeckungen gemacht, er kann durch ein Bestreben, das auf etwas ganz Anders gerichtet war, die Bosheit zurückge=

halten, die Unschuld gerettet und großes Unglück verhütet haben, das kann ihn auf mancherlei Art in euer Gedächtniß zurückrufen, es kann seinen Namen merkwürdig machen in der Geschichte wichtiger Begebenheiten: aber eure Achtung für ihn wird dadurch nicht den geringsten Zuwachs erhalten. — Laßt uns nun sehen, wie es denn mit den Vorzügen des Geistes beschaffen ist, in Absicht auf dieses nothwendige Erforderniß? Freilich sind sie ein Besitz, der ganz ohne eigne Thätigkeit Niemanden zu Theil werden kann. Die herrlichsten Naturanlagen, wenn gar nicht auf ihnen weiter fortgearbeitet wird, werden vielleicht durch einzelne Gedanken und Äußerungen ihr Daseyn verrathen: aber zusammenhängende Einsichten und sichere Fertigkeiten können ohne Fleiß niemals erlangt werden. Nehmt den genauesten Unterricht und die herrlichsten Gelegenheiten, werden sie nicht von eigner Lust unterstützt, ist kein wahrer Trieb vorhanden, sie zu benutzen: so mögen sie höchstens nur das Gedächtniß bereichern mit einem Vorrath, der bei jedem Andern besser aufbewahrt wäre. Aber aller Fleiß würde doch auch nichts helfen ohne Unterricht, und alle Lust nichts ohne Gelegenheit und Muse. Hattet ihr nicht nöthig eure Zeit Geschäften zu widmen, die den Geist mehr herabziehn als erheben, besaßt ihr Vermögen und Verbindungen, um die nöthigen Hülfsmittel herbeizuschaffen, war es Euch vergönnt mit kenntnißreichen und vorzüglichen Menschen umzugehn, und Ihr habt Euch nun Geschicklichkeiten

und Kenntnissen erworben und euren Geist ausgebildet: so erwartet nicht, daß ich Euch dafür in dem Maße achten soll, als etwa diese Vorzüge an sich, oder der Grad der Vollkommenheit, in dem Ihr sie Euch zu eigen gemacht habt, selten sind; sondern nur in dem Maß, als die Anstrengung und der Eifer ausgezeichnet sind, die Ihr dabei bewiesen habt. Es wäre unbillig, wenn ich nicht mehr Werth auf Euch legen wollte, als auf den, welcher gleiche Vortheile mit Euch genoß, und sich doch nicht gleiche Vorzüge erwarb, sondern in niedriger Sinnlichkeit lebte oder sorglos seine Zeit mit Kleinigkeiten verdarb: aber es wäre noch unbilliger, wenn ich Euch höher schätzen wollte als den, dem es an gleicher Lust und gleichem Eifer nicht fehlte, den aber ein minder günstiges Geschick in eine andere Gegend der Gesellschaft verwies, wo er die Schätze der Erkenntniß nicht erreichen kann. Erwirbt sich dieser in einem eben so ausgezeichneten Grade die Geschicklichkeiten, die zu seinem Beruf gehören; benutzt er die Erfahrungen und Beobachtungen, die er anstellen kann, um sein Urtheil über Alles, was in seinen Gesichtskreis kommt, zu berichtigen: so ist er mir vollkommen eben so lieb, als Ihr, weil er, wenn auch weniger erlangt, doch eben so viel gethan hat als Ihr. Ja ich will noch mehr sagen; ehe ich etwas näheres von Euch weiß und zu einem gründlichen Urtheile berechtiget bin, werde ich eher geneigt seyn ihm für seinen wohlangewendeten,

wenn gleich unbereicherten Verstand, für seine eingeschränkten Talente und seine einfache ungekünstelte Lebensweisheit meine Achtung zu schenken, als Euch für eure Gewandtheit und euren Scharfsinn, eure Wissenschaften und eure Belesenheit, weil ich bei ihm nicht so leicht falsche Bewegungsgründe voraussetzen kann als bei Euch.

Denn daß diese entfernt seyn müssen, ist das zweite, was unumgänglich erfordert wird, wenn Ihr eurer Geistesvorzüge wegen irgend einen Anspruch auf Achtung machen wollt. Thätigkeit allein, wie angestrengt und ausdauernd sie auch seyn mag, giebt dem Menschen keinen bestimmten Werth; dieser hängt lediglich davon ab, worauf denn eigentlich seine Thätigkeit gerichtet gewesen ist. Leidenschaften, welche eben ausbrechen wollen, zu unterdrücken, ist gewiß etwas Großes, wozu viel Kraft gehört; wenn aber Jemand die Aufwallung seines Zornes unterdrückt, um heimlich eine desto sicherere Rache zu nehmen; so werdet Ihr diese Stärke vielleicht bewundern, aber ihn gewiß nicht dafür achten; denn indem er Herr über seinem Zorn war, diente er nur seiner Rachsucht, welche eben so verwerflich ist als jener. Wir müssen also erst untersuchen, was Euch antrieb zu der wiederholten und ausdauernden Thätigkeit, durch welche Ihr Eure Talente erworben habt? Jeder rechtschaffne Mensch wird allerdings beflissen seyn, seine Fähigkeiten immer weiter auszubilden, er wird aber damit fortschreiten nach

Maßgabe als sein Beruf es erfordert, und als dieser sich wiederum mit seinem Wachsthum in der Vollkommenheit erweitert und veredelt. Bleibt Ihr also mit Eurem Streben nach Einsichten und Geschicklichkeiten in dieser Bahn, so wird es selten zweifelhaft seyn, was für ein Ziel Ihr im Auge habt; je weiter aber Ihr Euch von ihr entfernt und außerhalb derselben zu glänzen sucht, desto zweideutiger werden uns Eure Bemühungen erscheinen. Es kann eine wunderbare Gewalt der Natur seyn die Euch nöthiget, eine Gewalt, welche Ihr weder recht versteht und achtet, noch in Übereinstimmung mit dem übrigen in Euch zu bringen sucht. Eine zwecklose Wißbegierde kann eure Bemühungen geleitet haben, welche nur Bilder von allerlei Gegenständen aufsammeln will; der Eigennutz kann Antheil daran gehabt haben, denn solche Vorzüge, welche in der Gesellschaft gelten, geben auch eine schnelle Fahrt nach dem Hafen des Glücks; die Eitelkeit kann Triebfeder gewesen seyn, denn es ist ja der Gebrauch sich zu bilden und Talente sind ein Schmuck ohne den man nicht in der guten Gesellschaft erscheinen kann; der Stolz kann Euch angefeuert haben, denn mit entschiednen Vorzügen dieser Art braucht Ihr Keinem zu weichen: und wenn Ihr Euch in irgend einem dieser Fälle befindet, so kann ich Euch für Eure Bildung und Eure Talente nicht höher achten als ich ein Thier achte für seinen unerkannten Trieb, oder als ich einen verwerflichen Menschen achte für

seinen Eigennutz und seine Eitelkeit, denn diese waren es doch, die euer Thun geleitet haben. Eure Anstrengungen mögen dann noch so groß gewesen seyn, und die Vorzüge die Ihr erreicht habt, noch so vollendet; vielleicht werde ich Euch bewundern müssen, aber achten kann ich Euch nicht, wenn es nicht die Liebe war, die Euch also drängte und trieb nach der Vollkommenheit zu streben. Und um zu wissen, welches die Quelle sey, aus der euer Eifer und eure Triebsamkeit in dem Geschäft eurer Bildung geflossen ist, bleibt mir nichts übrig, als von andern Seiten euer Leben und eure Gesinnung zu erforschen. Beweiset ihr Euch sonst eigennützig und eitel, stolz und ehrsüchtig, warum sollte gerade in diesem einen Theile Eures Verhaltens etwas besseres gesucht werden? Behauptet Ihr aber, daß Ihr nach diesen Vorzügen gestrebt habt, um das Euch anvertraute Pfund als treue Haushalter zu benutzen, um die Summe menschlicher Vortrefflichkeiten zu vermehren und der Welt nützlich zu werden: so wird gewiß Eure Fähigkeit Einsichten und Geschicklichkeiten zu erwerben nicht der einzige Gegenstand seyn, bei dem Ihr an die Gott schuldige Rechenschaft denkt, dies nicht die einzige Art der Vortrefflichkeit, der Ihr nachtrachtet, sondern dieser nemliche Geist wird auch euer übriges Leben bestimmen, und Euch nicht minder nach den Vorzügen des Herzens, nach Gerechtigkeit und Liebe trachten lehren. Ob diese also vorhanden sind, das ist die einzige

sichere Probe, welche über den Werth, den Eure Talente Euch geben, entscheidet; ohne diese Vorzüge des Herzens, ohne die sittliche Gesinnung, welche immer beide übereinstimmend hervorbringt, verdient Ihr Eurer Talente wegen keine Achtung, denn es liegt gewiß etwas unreines und unwürdiges dabei zum Grunde.

II. Eben so wenig können zweitens Vorzüge des Geistes allein einem Menschen unsere Liebe gewinnen. Natürlich rede ich hier nicht von jener genauen und vertrauten Freundschaft, welche in der Vereinigung aller Kräfte, in der Eröffnung der innersten Geheimnisse des Herzens besteht, nicht von jener innigen Liebe, welche den ganzen Weg des Lebens Hand in Hand zu vollenden wünscht. Solche Verbindungen werden in der Welt überhaupt zu selten angetroffen, als daß sie hier in Anschlag gebracht werden könnten; aber gewiß hat auch überdies noch Niemand geglaubt, daß dabei nur auf Talente und Geschicklichkeiten gesehen würde. Hier kommt es auf Übereinstimmung der Denkart, auf Ähnlichkeit der Empfindungen an; und was die Ausbildung des Geistes betrifft, so suchen wir bei dem Freunde unseres Herzens nicht sowohl eine außerordentliche Höhe derselben als vielmehr eine solche Gleichheit mit uns, daß wir alles Vortreffliche an ihm verstehen und genießen können, und auch wiederum er nichts, was ihm wichtig ist, an uns vermißt. Es ist hier nur die Rede von dem vorzüglichen Wohlwollen, wodurch

wir einige Menschen vor Andern auszeichnen, von der herzlichen Zuneigung, die uns Manche, wie mit einer zauberischen Gewalt ablocken, indem ihre Gegenwart und ihr ganzes Wesen auf die Stimmung unseres Gemüthes eine entschieden wohlthätige Wirkung hat.

Dieser Zauber scheint allerdings eben in den Vorzügen des Geistes größtentheils seinen Sitz zu haben. Es werden Euch hier Menschen aus dem Kreise Eurer Bekanntschaft ins Gedächtniß kommen, welche die Kunst eines angenehmen und fröhlichen Umganges in hohem Grade zu eigen gemacht haben. Keine Unterhaltung ist ungeschickt oder schläfrig, welche sie anfangen; zu jeder, welche sie bereits finden, wissen sie einen angenehmen Beitrag zu liefern und sie aufs neue zu beleben; Witz und gute Laune stehen ihnen immer zu Gebot; kurz, wo sie erscheinen, flieht die Langweile, und das anständige Vergnügen schlägt seinen Sitz auf. Diese vorzüglich wünscht Ihr überall zu finden, wo Ihr von Geschäften ermattet, die Freuden der Geselligkeit aufsucht: Ihr liebt sie, Alle lieben sie, welche sich ihrer angenehmen Talente erfreuen. Ihr werdet Anderer gedenken, die Euch durch höhere Reize fesselten. Alle Gegenden der Welt, alle Gebiete der Wissenschaft haben beitragen müssen ihren Verstand zu bereichern, und über Alles, was sie wissen, haben sie auch ein eignes Urtheil; ihre Mittheilungen regen neue Gedanken in Euch auf, enthüllen Euch etwas bisher unbemerktes,

oder zeigen Euch überhaupt die Gegenstände von einer neuen Seite. Sie sind nicht nur unterrichtet, sondern auch klug; sie kennen die Menschen und das Innere ihrer größern und engern Verbindungen; ihr beobachtender Geist hört nie auf zu sammeln und zu vergleichen; überall können sie irgend einen richtigen Aufschluß geben, und dies Alles erhöht noch der Zauber einer angenehmen und geistreichen Rede. Nie besinnt Ihr Euch von ihnen gegangen zu seyn, ohne daß Ihr um irgend eine nützliche Einsicht reicher geworden wäret; darum fühlt Ihr Euch immer wieder aufs neue zu ihnen hingezogen, Ihr seyd Ihnen zugethan mit einer dankbaren Anhänglichkeit als milden Wohlthätern Eures Geistes. Ihr werdet noch andere zu nennen wissen, die Euch auf eine ganz eigne Art an sich ziehn, nicht durch die leichte Heiterkeit, nicht durch das umständlich belehrende, sondern durch die auserlesene Feinheit ihres Umganges. Jedes Wort und jede Geberde ist bei ihnen voll Ausdruck, darum bedürfen sie zu Vielem immer nur sehr weniges; in zarten Wendungen und mit sparsamen Worten wissen sie Euch zu erkennen zu geben, daß sie Alles Gute in Euch bemerken, und daß es ihnen Freude macht; ihre Theilnahme wissen sie zu äußern, ohne viel davon zu reden, und selbst ihren Tadel wissen sie von sich zu geben, ohne zu verletzen, Alles in den Grenzen der Würde und des Anstandes, Anmuth und Wahrheit vereint scheinen jedes ihrer Worte einzugeben, und jede

Bewegung zu leiten. Das ist mehr als angenehm und unterrichtend, es liegt eine Kraft darin zum Guten anzufeuern; Ihr wollt dieser Aufmerksamkeit und dieser Theilnahme noch würdiger werden, Ihr wollt noch mehr von dem Lobe verdienen, das in einem so köstlichen Gefäße dargereicht wird. Solche gute Bestrebungen werden durch sie immer in Euch erregt, und wie sollten Euch nicht diejenigen, welche sie auf eine solche Art hervorzurufen wissen, als die liebenswürdigsten unter den Menschen erscheinen, wie sollte sich Euer Herz nicht mit einem starken Zuge zu ihnen hingewendet fühlen!

So ist es allerdings: aber ich bitte Euch, ist es denn das gesellige Talent, ist es der ausgeschmückte Verstand, ist es das verfeinerte Betragen allein, was so auf Euch wirkt? Nein, gewiß nicht: sondern es ist die Vereinigung dieser Vorzüge mit wohlmeinender Güte, mit einer edlen Denkungsart und einem theilnehmenden Herzen, ohne welche sie sich kaum denken lassen; es ist, daß ich es kurz sage die Liebe, welche mit darin ist, und ohne welche alle diese Vorzüge nichts wären als ein leerer Schall, und auch nichts mehr auf Euch wirken würden. Ich will nicht aufmerksam darauf machen, wie alle diese herrlichen Gaben sich ausnehmen in der Gesellschaft offenbar schlechter Eigenschaften des Gemüths; ich will nicht fragen, ob ihr den witzigen und angenehmen Gesellschafter auch noch lieben werdet,

wenn er verleumderisch ist und auf Unfrieden ausgeht; den feinen Weltmann, wenn er zweizüngig und arglistig ist; den Klugen und Erfahrnen, wenn Ihr wißt, daß er alle Schätze seiner Weltkenntniß auf dem Wege des Lasters gefunden hat, und daß er sie jetzt wieder auslegt auf Betrug und aus Eigennutz, Ihr also fürchten müßt, daß er auch mit Euren unbefangenen Äußerungen einen schändlichen Mißbrauch treibe: ich will Euch nur zu bedenken geben, wie es schon alsdann werden wird, wenn diese köstlichen Vorzüge nicht unter dem Schutz und der Aufsicht des wahren Wohlwollens und der aufrichtigen Liebe stehen. Ohne diese bläht das Wissen und Alles, was dahin gehört, auf; es erzeugt Eigendünkel, Stolz, Unlust sich mit den Andern zu vermischen, und dieses unselige Wesen macht den Geist scharf und das Herz bitter. Ohne Liebe werden Eure witzigen und angenehmen Gesellschafter die Schwächern am Geiste mit Spott und Übermuth behandeln — und wen werden sie denn nicht schwächer am Geist halten? Sie werden sich ein Geschäft daraus machen, Lächerlichkeiten aufzusuchen, und ihr Scherz darüber wird keine Spur von Gutmüthigkeit und Wohlwollen an sich haben. Würdet Ihr, wenn sie so wären, auch wenn Ihr nicht für Euch selbst und die, welche Euch lieb sind, zu fürchten hättet, sie wohl aufsuchen und lieben? Könntet Ihr eine reine Freude haben an ihren Talenten? Ohne Liebe werden Eure kenntnißreichen Freunde Euch zwar auch

noch belehren können, aber es wird nicht an Stolz und Anmaßung fehlen, nicht an mancherlei beleidigenden Äußerungen des Bewußtseyns ihrer Überlegenheit; die schöne Kunst die Lehre lieblich zu machen,*) werden sie verabsäumen, weil sie es nicht der Mühe werth halten würden, sie zu verschwenden. Würdet Ihr auch so noch eben so gern Euch Raths bei ihnen erholen, oder nicht lieber Manches nicht wissen, als es von ihnen hören zu müssen? Ohne Liebe im höchsten Sinne des Wortes werden eure feinen anmuthigen Weltleute ihre Aufmerksamkeit und ihr wohlthuendes Lob auch nicht auf die Vorzüge eures Herzens richten, sondern auf eben jene glänzenden Eigenschaften, welche für sie selbst das Höchste sind: und so wird Euch bald fade erscheinen, für dasjenige gepriesen zu werden, worauf Ihr den wenigsten Werth leget. — Freilich giebt es einen künstlichen Schein in unserer Welt, in der so viel Schein ist, um auch diesen Mangel der Liebe zu verdecken, freilich können Viele sich Zwang anthun, den Eigendünkel und Stolz ihres Herzens nicht hervorbrechen zu lassen, und so werden sie denn geliebt, ohne daß Liebe in ihnen ist. Aber das kann Euch nicht irre machen an der Wahrheit meiner Behauptung; es ist auch hier der Schein der Liebe, der das Wohlgefallen erzeugt. Vielmehr ist dies nur ein neuer Beweis, wie tief es in unserer Natur liegt, daß

---

*) Spr. Sal. 15, 2.

nur die Liebe geliebt wird: denn wenn dieser Schein aufgedeckt wird, so flieht mit dem Irrthum auch die gemißbrauchte Zuneigung. Aufgedeckt wird er nun zwar gewiß früher oder später; denn Keinem, auch dem ausgelerntesten nicht ist es möglich, mit einem leeren Schein der Tugend lange unerkannt zu prangen; aber wohl dem der nicht erst durch das Ohr sein Herz beschmeicheln läßt von so kaltem tönenden Erz, von so leeren klingenden Schellen! der gleich ohne sich blenden zu lassen von glänzenden Eigenschaften darauf sieht, wie es mit dem Herzen eines Menschen steht, der lieber gleich die Hütte der Freundschaft baut bei der ungeschmückten Tugend und der einfachen Redlichkeit!

III. Drittens hat ein Mensch mit ausgezeichneten Talenten und den größten Vollkommenheiten des Geistes, aber ohne echt tugendhafte Gesinnung, nicht einmal für die Gesellschaft einen größeren Werth als Andere. Ich will keinesweges leugnen, was die Geschichte aller Zeiten und aller Völker laut genug bezeugt, daß gerade solche Menschen der Gesellschaft, der sie angehörten, in den bedrängtesten Umständen einzelne höchst wichtige Dienste geleistet haben. Ich sage nur, wenn Ihr sie betrachtet wie sie sind, so werdet Ihr in ihnen keinen Grund finden, warum sie nicht Andern eben so verderblich werden könnten, als sie ihnen nützlich gewesen sind; und gewiß wird Euch die Geschichte eben so viele Beispiele zeigen, daß Menschen von dieser Art das Unglück ihres Vaterlan-

des, ihrer Familie und Freunde gemacht haben. Ich sage ferner, daß, wenn ihr die Gesellschaft betrachtet in dem ruhigen Zustande, in welchem sie sich eigentlich immer befinden sollte, ihr gewiß gestehen werdet, daß Mitglieder von mäßigen Gaben aber von einer sichern und festen Denkungsart zu ihrem Wohlergehen mehr beitragen, als Menschen von ausgezeichnetem Geiste aber ohne gute Gesinnung. Ich hoffe, Ihr werdet hierin mit mir übereinstimmen, wenn ich Euch auf zwei Punkte werde aufmerksam gemacht haben.

Der erste ist dieses, daß ohne eine sittliche Gesinnung gar keine Sicherheit darüber Statt findet, ob und wie ausgezeichnete Talente und Geistesgaben in der Welt werden angewendet werden. Wer nicht von dem Triebe seine Pflicht zu erfüllen beherrscht wird, wen dabei weder die Noth drückt, noch der Eigennutz spornt, noch eine heftige Leidenschaft hinausjagt in das Getümmel der Welt, warum sollten für den die Vollkommenheiten, die er besitzt, ein Antrieb seyn, der Welt seine Ruhe aufzuopfern? Auf die rühmlichen Anstrengungen seiner früheren Jahre folgt eine behagliche Trägheit; Bequemlichkeit und Genuß ist das Einzige, was er sucht, und alles Gute, was er sich erworben hat, verkommt, ohne einen weiteren Nutzen als die Annehmlichkeit, die es dem engern Kreise seiner Freunde gewährt. Ob diese so oder auf eine minder edle Art unterhalten werden, ob ein angenehmer Müßiggänger zugleich ein gebildeter und

mit Kenntnissen ausgerüsteter Mann ist, das ist der Gesellschaft sehr gleichgültig und ein gewöhnlicher Mensch, der rüstig seinen Platz ausfüllt, muß ihr weit ehrenwerther seyn. — Aber abgesehen von diesen, wenn nun Andere mit ihren natürlichen und erworbenen Vollkommenheiten sich in einen Kreis geselliger Thätigkeit hineinbegeben: haben sie keine feste und tugendhafte Denkungsart, so müssen wir mehr vor dem Übel zittern, welches sie wahrscheinlich anrichten werden, als auf das Gute rechnen, welches sie allerdings ausrichten könnten. Laßt sie schwach seyn, unentschlossen, ohne Kraft selbst etwas zu wollen und zu unternehmen, in wessen Hände werden sie fallen? wer wird sich ihrer zum Werkzeug bedienen können? Offenbar diejenigen die ihnen schmeicheln, die in Kleinigkeiten unbedingt ihren Wünschen dienen. Und wer läßt sich zu diesen kleinen Künsten herab? Nur die, welche mit dem gemeinen Wohl im Kriege sind, und immer eigennützige oder sträfliche Absichten durchzusetzen haben. Ist es nicht ein bloßer Zufall, wenn es sich einmal anders trifft? und wäre es nicht besser, wenn jene gefährlichen Mitglieder der Gesellschaft keine so vortrefflichen und zierlichen Werkzeuge fänden? Kann der wohl der Gesellschaft werth seyn, der höchst wahrscheinlich nur ein brauchbares Mittel in der Hand ihrer Feinde wird? Und er kann es werden, worauf auch diese ausgehen mögen: denn alle Talente sind eben so brauchbar zum Bösen als

zum Guten. Überredungskunst kann die Ohren der Mächtigen der Weisheit geneigt machen und die Gemüther besänftigen, die von Leidenschaften zerrissen sind; aber sie kann auch das Böse beschönigen, der guten Sache ihren kräftigsten Nutzen rauben, und das Feuer der Zwietracht anfachen. Klugheit kann manches Hinderniß des Guten aus dem Wege räumen; aber auch das Böse schneller zur Reife fördern; Gewandtheit und Leichtigkeit in Geschäften kann gute Anordnungen schnell in Gang bringen, aber auch schlechten Menschen zu einer Unentbehrlichkeit verhelfen, die ihnen Nachsicht verschafft bei Vergehungen und Ungerechtigkeiten. Laßt uns so begabte Menschen von Eigennutz oder von Ehrfurcht und andern heftigen Leidenschaften regiert werden, so werden wir eher des Segens sicher seyn können, den Sturmwinde und Erdbeben unsern Feldern und Wohnungen bringen, als des Guten, welches diese in der menschlichen Gesellschaft stiften werden. Was soll ich erst Beispiele anführen, da Ihr nur die Augen aufschlagen dürft, um sie leider zu zahlreich auf allen Seiten zu finden im Großen und im Kleinen. Hätten alle menschliche Verbindungen eine solche Einrichtung, daß nothwendigerweise schon der Eigennutz alle ihre Mitglieder antreiben müßte, das gemeinschaftliche Wohl zu befördern, und daß dagegen die Übertretung der Gesetze Keinem einen Vortheil gewähren könnte, daß für keine Leidenschaft eine Befriedigung möglich wäre, außer in den Grenzen

des Erlaubten, und durch Handlungen welche den gemeinschaftlichen Endzweck der Gesellschaft befördern; dann möchtet Ihr sagen, daß Talente für sich einen sichern Werth für die Gesellschaft hätten, und daß von ihnen auch ohne Tugend keine Gefahr zu besorgen wäre.

Der zweite ist dieses, daß, wenn auch Menschen von vielen Geistesgaben, aber ohne echte Tugend, es geschehe nun au[illegible] welcher Ursache es wolle, nichts Böses stiften, so hat doch auch das Gute, welches sie ausrichten, weniger Werth, weil ihm der Geist der Ordnung und des Gehorsams fehlt, der es zugleich zu einem nachahmungswürdigen Beispiel macht. Ich will nicht sagen, daß dies nothwendig und immer der Fall seyn wird; aber es ist, wie die allgemeine Erfahrung zeigt, etwas sehr natürliches und gewöhnliches. Mit jeder ausgezeichneten Vollkommenheit pflegt, wenn sie in einem selbstsüchtigen, an höhere Gesetze sich nicht freiwillig bindenden Gemüthe wohnt, ein gewisser Eigensinn in der Ausübung verbunden zu seyn. Man glaubt so leicht, was nicht alle Menschen leisten können, dürfe man auch von dem, der es leisten kann, nicht zu jeder Zeit fordern; man glaubt, je außerordentlicher die Talente und Geschicklichkeiten eines Menschen sind, um desto weniger habe er sie in seiner Gewalt, und man könne also nicht verlangen, daß sie ihm gerade dann zu Gebote stehen sollen, wenn es der Gesellschaft am wünschenswerthesten ist, oder wenn

ihre Ordnung es fodert. So entschuldigt jeder Einzelne dieser Art sich selbst, so jeden auch Andere; so wird ihm vergönnt zu unterlassen, was er thun sollte, hie und da schlechter zu machen, was er besser machen könnte. Mag dann auch dieses Schlechtere noch besser seyn, als viele Andere es gemacht hätten, weit mehr als dieser Vortheil geht dennoch verloren dadurch, daß ein verderbliches Beispiel gegeben wird. Habt immer weniger Talente, aber habt jene Selbstbeherrschung, nach welcher nur ein wahrhaft rechtschaffener Sinn trachtet: so wird der Gesellschaft weit mehr mit Euch geholfen seyn. — Je mehr sich ein Mensch von ausgezeichnetem Verstande mit einem Geschäft einläßt, worüber, weil mehrere Menschen darin zu gemeinschaftlicher Thätigkeit vereinigt sind, Ordnungen verfaßt und Gesetze gegeben werden mußten, desto deutlicher sieht er die Unvollkommenheit dieser Ordnungen und Gesetze ein. Der Rechtschaffne, dem alles, was diesen Namen führt, heilig ist, wird sie dennoch nie verletzen, wem aber dieser Sinn fehlt, wer mehr Werth auf dasjenige setzt, was geschieht, als auf die Art, wie es gethan wird: wo sollte der ein Unrecht darin finden, wenn er, um, wie er meint, das gemeine Wohl zu befördern, Gesetze verletzt, die doch nur zu jenem Zweck gegeben seyn können? Solche Handlungen sind dann die gefährlichen Geschenke, welche die Welt von Talent ohne Tugend empfängt! o, sie, sie sollte sie nicht anrühren, denn sie sind jener Frucht gleich, durch welche sich der Same des

Bösen über das menschliche Geschlecht verbreitet hat. Nein, Ordnungsliebe, Gehorsam, Selbstverleugnung, das ist überall in der Gesellschaft das erste; und wo diese Eigenschaften nicht walten, da sind die köstlichen Gaben des Geistes nur ein leerer Schall, nicht ein leerer, sondern ein solcher, der die Nähe eines gefährlichen Feindes, eines drohenden Unglücks verkündigt.

Im Namen der Religion also und des Gewissens fordere ich Euch auf, diese so offenbar dem Sinn der Schrift und dem Geiste des Christenthums angemessene Denkart zu der Eurigen zu machen! Im Namen der Gesellschaft und der guten Sache fordere ich Euch auf, sie bei jeder Gelegenheit so stark zu äußern, als Euch möglich ist. Seyd Ihr so glücklich auf Menschen von ausgezeichnetem Geiste zu treffen, deren Sinn und Denkart zugleich den Forderungen entspricht, welche wir an einander machen: so werdet nicht müde auf jede Weise zu bezeugen, daß es nur ihre rechtschaffene Gesinnung ist, welche Ihr achtet, nur ihr wohlwollendes Herz, welches Ihr liebt, und daß ohne dieses Eure Bewunderung und Euer Wohlgefallen von ganz anderer Art seyn würden. Habt Ihr mit Menschen zu thun, denen es bei einer seltenen Ausbildung des Geistes, bei ungewöhnlichen Einsichten und Geschicklichkeiten an diesem vornehmsten Stücke fehlt: so stellt dicht neben ihnen die schlichte und einfältige Rechenschaft auf, als den Gegenstand eurer Achtung; zeigt ihnen und der Welt wie nur ein liebreiches, gefühlvolles, der Tugend gehorsames Gemüth eure herzliche Liebe gewinnen kann, und beweiset durch euer ganzes Leben, daß die Liebe, wie sie der Apostel beschreibt, das Erste ist, dem Ihr nachtrachtet.

Schleiermacher.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eisenschmid, Leonhard Martin,

Polymnia oder theoretisch-praktische Sammlung über das Gesammt-Gebieth teutscher Prosa und Dichtkunst in systematischer Ordnung entworfen

Bd.: I. Abtheilung, Vierter Band, Zweites Heft

1828

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.957(4#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723551-9